

Lohn des Fleißes. 23. Bdchn.

Stadt und Land,

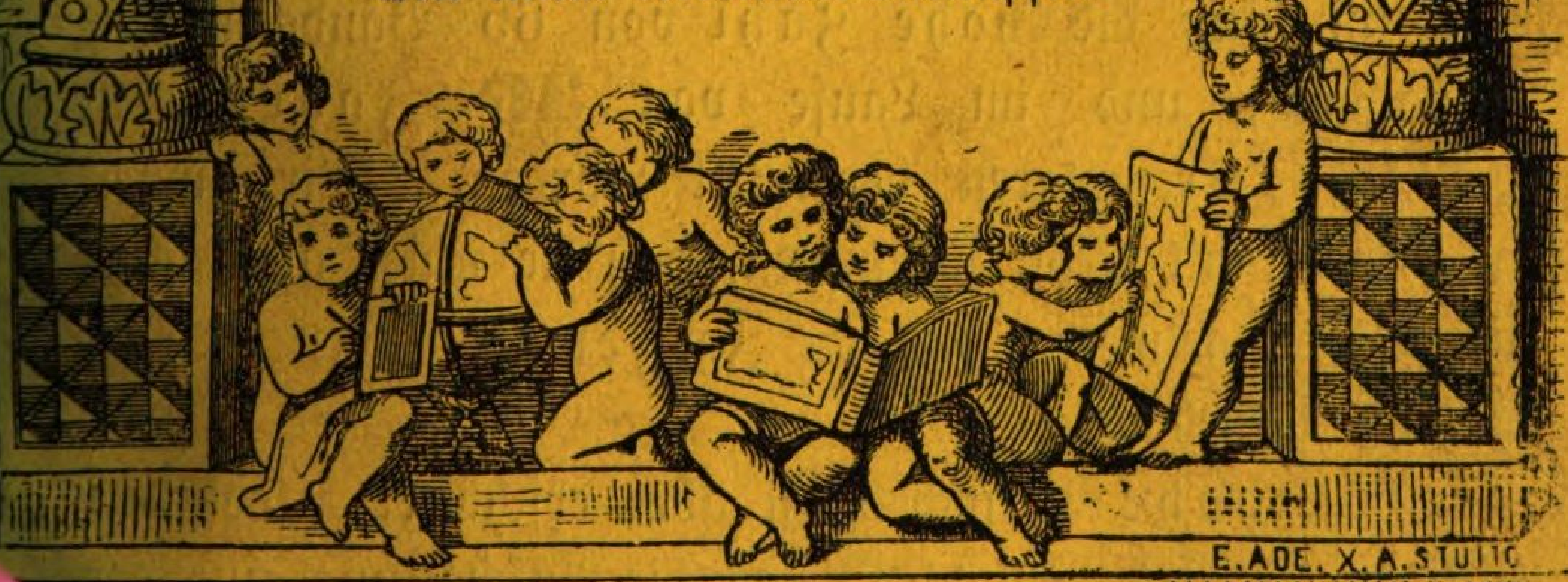
oder

alter Glaube und neuer Glaube.

Von

G. Felsberg.

Mit einem colorirten Titelkupfer.



Abendunterhaltungen. 40.

Verlag von Lampart & Comp.
in Augsburg.

Unsere bekannten und beliebten

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für die

Jugend und das Volk,

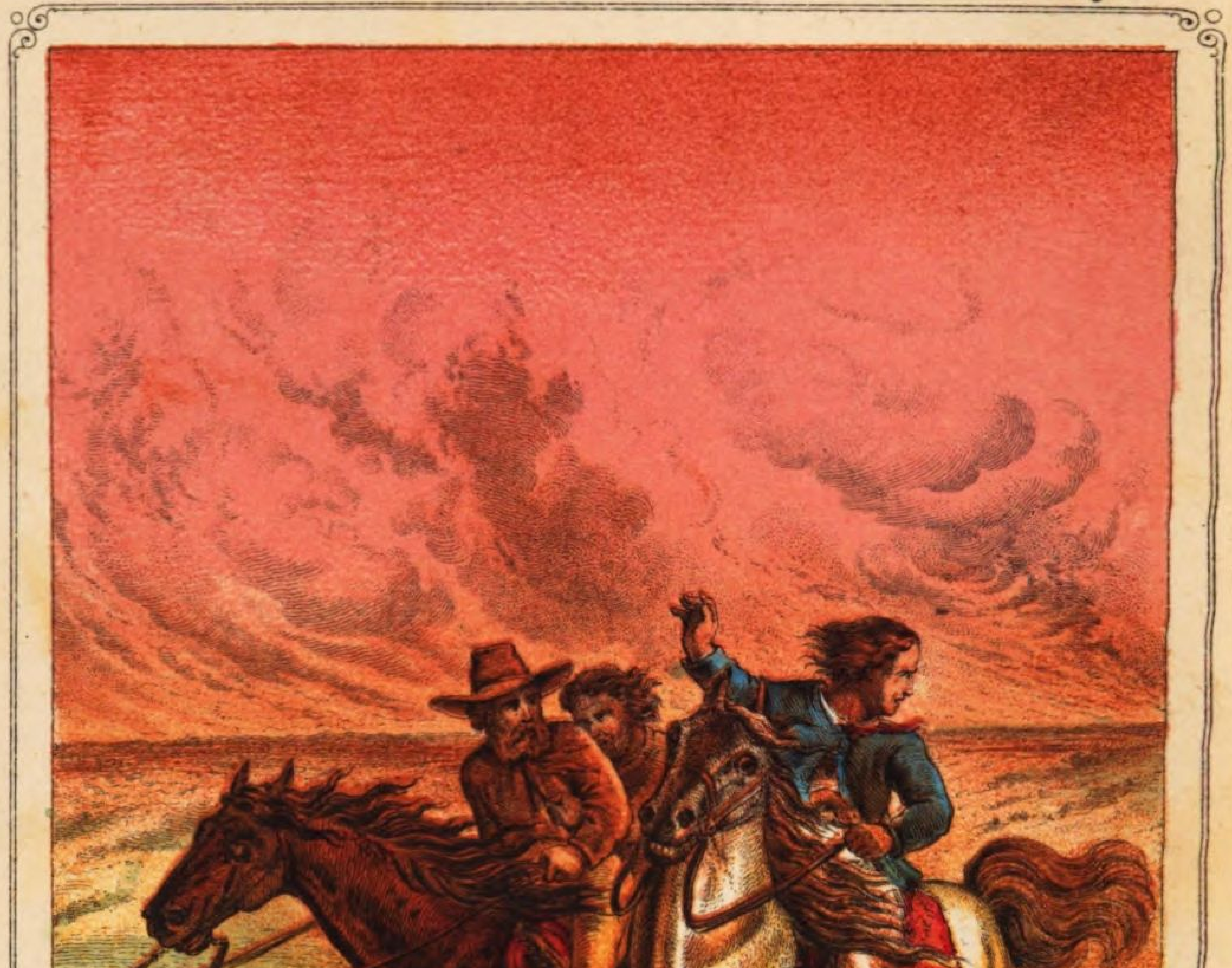
sowie für

Schul-, Leih- und Volks-Bibliotheken, Gesellen- und Arbeitervereine, Fortbildungsschulen, Preisebücher 2c.

Jedes Bändchen mit einem Stahlstich oder Titelbildchen und broschirt,

sind nun auf die hohe Zahl von 65 Bändchen angewachsen, und im Laufe von **30** Jahren in **200,000** Exemplaren verbreitet worden. Wir dürfen also wohl mit Recht behaupten, daß sie unter allen ähnlichen Sammelwerken für die Jugend mit den ersten Platz einnehmen.

Die hohe Bändchenzahl aber erschwert, trotz des billigen Preises dennoch Vielen die Anschaffung und der Umstand, daß viele Bändchen fehlen, welche vielleicht nicht alle wieder gedruckt werden, veranlaßten uns, eine neue Auswahl von 23 Bändchen unter dem Titel:



Art. Anst v. E. Hochdanz Stuttgart

So gallopirten sie etwa eine volle
Stunde dahin.

Verlag von Lampart u. C^{ie} Augsburg.

Stadt und Land,

oder

alter Glaube und neuer Glaube.

Erzählung für die reifere Jugend und das Volk.

Von

G. Felsberg,

Verfasser von: „Gottesmacht und Menschenmacht", „Der Lenker im Himmel", „Christenmenschen und Heidenmenschen" u. s. w.

Mit einem empfehlenden Vorworte vom Verfasser des Uhrenhändlers vom Schwarzwalde und der Schicksale eines Waisenknaben.

Mit einem colorirten Titelbilde.

Augsburg, 1869.

Verlag von Lampart und Comp.

Conrad von Bolanden,

dem berühmten katholischen Schriftsteller,

in aufrichtiger Verehrung

hochachtungsvollst gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Die unterhaltenden Leseschriften für Jugend und Volk verdienen in unseren Tagen alle mögliche Berücksichtigung. Gegenüber den schlechten Elaboraten, welche ausgegeben werden, um unser katholisches Volk zu verderben, oder auf Kosten der religiösen Ueberzeugung zu unterhalten, thut es Noth, der Jugend und dem Volke Leseschriften zu bieten, durch welche neben der Unterhaltung auch eine religiöse Anschauung und Befestigung angestrebt wird.

Die Verlagshandlung von Lampart & Comp. in Augsburg hat sich das besondere Verdienst erworben, Leseschriften auszugeben, welche unterhaltend und bildend sind für die Jugend und das Volk. Der reichhaltige Catalog dieser Verlagshandlung führt eine namhafte Anzahl von edlen Leseschriften auf.

Eine neue Schrift von einem begabten Jugendschriftsteller, betitelt: „Stadt und Land", ist mir zur Durchsicht und Würdigung im Manuscript übergeben worden, mit dem Ersuchen, dieselbe durch ein empfehlendes Vorwort in die Lesewelt einzuführen. — Der Jugendliteratur nicht ferne stehend, denn ich arbeitete seiner Zeit, da ich Muße hatte, auf diesem

Felde, — und mich auch um die Jugendliteratur lebhaft interessirend, schon wegen dem berufsmäßigen Einwirken auf die Jugend, — entspreche ich gerne dem Ansuchen, diese vorliegende Schrift: „Stadt und Land" empfehlend zu bevorworten.

Der gut begabte Verfasser schildert in dieser Schrift die religiösen Verirrungen eines durch falsche Wissenschaft aufgeblähten jungen Mannes, — „Stadt" — und die Heilung durch den Einfluß und den Umgang mit Menschen schlichter, gesunder religiöser Bildung, — „Land." — Der Drang nach Erweiterung seiner wissenschaftlichen Studien und nach Abenteuern führt den Helden der Erzählung nach Amerika, wo er büßt für seine verschrobenen Ansichten und Abenteuerlust, um geheilt zurückzukehren in den religiösen Kreis seiner Heimatsangehörigen und sich einer edlen Berufsthätigkeit zu widmen.

Die Schrift enthält recht interessante Schilderungen und belehrende Momente, und ich glaube, daß dieselbe der Jugend und dem Volke als eine unterhaltende und nützliche Lesung empfohlen zu werden, somit den bessern Unterhaltungsschriften beigezählt zu werden verdient.

Der Verfasser der Jugendschriften:
„Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde," „Schicksale eines Waisenknaben" &c. &c.

Erstes Kapitel.

Ein glückliches Ende.

Etwa hundert Schritte von den übrigen, nahe aneinander gebauten Häusern des Dorfes Hellbrunn, steht einzeln an dem Nebenwege, der in den nahen Tannenwald führt, ein ziemlich großes Gehöft oder Bauerngut, das seit undenklichen Zeiten der „Lindenhof" heißt.

Dahin will ich Dich jetzt, lieber Leser, führen, ohne daß Du Dir deßwegen müde Füße zu machen, oder Adieu von den Deinen zu nehmen brauchst. Du kannst ganz behaglich in der warmen Stube, oder vor der Hausbank, oder unter dem schattigen Baume sitzen bleiben, denn wir reisen jetzt nur auf dem Papier, und auf dem Papier und mit den Gedanken kommt man gar schnell und weit fort, noch viel schneller als mit der Eisenbahn oder gar mit dem Telegraphen.

Zuvörderst will ich Dir aber auch nun sagen, wo das Dorf Hellbrunn liegt und wie es im Allgemeinen darinnen aussieht.

Also das Dorf liegt im Schwarzwälder Gebirg und hat ohngefähr vierhundert Einwohner. Fast in der Mitte ist die Pfarrkirche mit ihrem hohen, spitzigen Thurme, den man eine Stunde in die Ferne sieht, und darum liegen die Häuser geschaart, wie treue Kinder um ihre liebende Mutter.

Das Dorf besteht aus drei Gassen und gewährt einen recht wohlthuenden Anblick. Man merkt gleich,

daß die Leute Reinlichkeitssinn und vor allem noch recht frommen, treuen Christensinn haben.

Die Gassen sind fest und hart und man braucht nicht zu befürchten, wie an vielen andern Orten, daß einem nach einem regnerischen Tage die Stiefel im Kothe stecken bleiben, wenn man hindurch muß, denn sobald der Boden kothig ist, füllen die Bauern die Löcher mit geschlagenen Steinen aus, scharren gleich den Straßenkoth zusammen und bringen ihn auf Haufen oder werfen ihn als Dungmittel auf den Mist. Aber was mir am meisten in Hellbrunn gefällt, das ist der wunderschöne Gruß, der dort noch im Gebrauch ist, nämlich, wenn sich Zwei begegnen, oder wenn Jemand in ein fremdes Haus tritt, so sagt es: „Gelobt sei Jesus Christ!" und fromm sagt man zur Antwort: „In Ewigkeit!" Leider Gottes ist diese schöne Sitte in gar vielen Orten abgekommen, weil eben der Hochmuth den Leuten in die Köpfe gestiegen ist.

Kommt ein Fremder durch Hellbrunn, so gibt man ihm gerne Antwort, wenn er etwas frägt und lacht ihn nicht aus, ob seiner städtischen Kleidung oder fremdartigen Sprache und Manier, wie es oft anderwärts vorkommt.

Ueber mancher Hausthüre ist ein hübscher, frommer Spruch oder ein Muttergottesbild an der Wand angebracht.

Auch sonst sind die Hellbrunner brav und friedlich und der Amtmann in der Stadt hat nicht viel mit ihnen zu thun und der Advokat hat einmal gesagt: zum Glücke seien die Leute nicht überall so friedfertig, wie in Hellbrunn, sonst müßte er sein Geschäft an den Nagel hängen und ein Handwerk anfangen, was unter uns gesagt gerade kein so Unglück wäre. Es wäre überhaupt am besten, man brauchte gar keine Advokaten. Das kam aber alles daher, weil die Eltern in Hellbrunn ihre Kinder nach wahrer Christenpflicht aufzogen, und — was die Hauptsache ist — ihnen auch mit guten Beispielen vorangingen und nicht wie Blitz und Donnerwetter mit

gräßlichen Flüchen im Hause fuhrwerkten. Und so wuchsen denn die Kinder in der Furcht Gottes heran und erzogen später ihre Kinder ebenfalls wieder nach frommer Weise und Gottes Willen.

Der Pfarrer war ein gar wackerer Herr, der in der Schule und in der Kirche gar schön und deutlich und unterhaltlich auseinander setzte, wie man zu leben habe, wenn man einmal im Frieden vor Gott treten wolle. „Zeige deine Werke und begehre deinen Lohn," so wird Gott zu jedem Menschen sprechen, der vor seinen Richterstuhl kommt, und da kommt es denn auf euch allein an, was ihr für einen Lohn erhaltet oder bekommen wollt, denn wie die Arbeit, so auch der Lohn.

Auf diese Weise hat der Pfarrer oft gepredigt und die Hellbrunner haben es sich zu Herzen genommen, obgleich auch einige darunter waren, die sich nicht viel daraus machten. Es gibt eben unter jeder Schaafheerde etliche Böcke, und wo Waizen ist, da gibt es auch Unkraut.

Einer der angesehensten und wackersten Bauern in Hellbrunn war immer der Lindenbauer gewesen und besonders der jetzige stund in gar hoher Achtung weit und breit. Er nennt sich eigentlich Balthasar Jakob Stadelmaier, allein rund umher hieß er nur der Lindenbauer und dieser Name blieb und war schon seit ein paar hundert Jahren gang und gäbe und hatte sich immer auf den Besitzer des Lindenhofes vererbt, mochte er sonst heißen, wie er wollte. Hinter dem Lindenhof nämlich, mitten in einem großen Baum- und Grasgarten, stund ein mächtig großer und dicker Lindenbaum, wenigstens schon seine vierhundert Jahre alt und davon trug der Lindenhof und sein jedesmaliger Besitzer seinen Namen.

Unter dem Baum war eine Bank und darauf ruhte der Lindenbauer, gemächlich sein Pfeifchen rauchend, mit seiner Frau oder den Großeltern an heiteren Abenden oder an Sonntagen im Sommer oft. Es war überhaupt ein recht trauliches Leben im Lindenhof. Im

Winter, oder auch an regnerischen Sonntagen war die große Stube immer dicht voll fleißiger Spinnerinnen und junger Bursche und auch zahlreiche ältere Leute fanden sich ein, denn der Lindenbauer hatte gar schöne Bücher und jedes Jahr — besonders auf den Winter — kaufte er sich neue dazu.

Diese Bücher wurden dann von den besten Lesern vorgelesen und der Lindenbauer oder andere ältere Leute fanden dann hie und da Gelegenheit den jungen Zuhörern passende Ermahnungen zu geben.

Es waren immer recht schöne Geschichten, denn der Lindenbauer besprach sich stets vorher mit dem Pfarrer darüber, welche er kaufen sollte, denn gar manches Buch hat einen schönen Titel und ist doch nur Gift für den Leib und die Seele.

Der Lindenbauer sagte oft: „Wenn mir das junge Volk nur etwas davon im Kopfe behält und sich eine gute Lehre daran nimmt, so reut mich das Geld für die Bücher nicht und ich leih' sie auch gerne aus."

Und der Lindenbauer hat auf diese Weise viel Gutes gestiftet, denn ein gutes Buch bewirkt oft gar viel und kann auf Kinder und Kindeskinder vererbt werden, und es wäre überhaupt besser, wenn sich besonders die jungen erwachsenen Leute bisweilen ein gutes Buch kaufen und auf ein christliches, katholisches Volksblatt abonniren würden, statt all' ihr Geld an das Kegelspiel, an neue Kleider und an die Gläser zu hängen.

Nicht nur für den sterblichen Leib, sondern auch für den Geist und für die unsterbliche Seele muß der Mensch sorgen.

Daß aber auch dagegen der Lindenbauer in gar großem Respekt stand und wie viel seine Mitbürger auf seine Worte Gewicht legten, das will ich dir, lieber Leser, an einem Exempel zeigen.

Die Kirchenmauern sind nämlich mit der Zeit sehr löcherig und grau geworden, akurat wie es einem Rocke geht, der schon lange gebraucht worden ist.

Man konnte gar nimmer unterscheiden, ob die

Mauern auch einmal gemeißelt oder angestrichen worden waren, und die Kirche bot somit von Außen gerade nicht den schönsten Anblick dar.

Das Kirchenvermögen war nicht groß und wenn gleich die Hellbrunner Bauern auch schon fromm und gut katholisch waren, so hatten sie doch keine Lust etwas daran zu wenden, um der Kirche wieder ein stattlicheres, würdiges Ansehen zu geben, denn die Bauern sind oft fürchterlich zäh, wenn sie für solche Ausgaben an den Geldsack gehen sollen. Die Religion und der Himmel wäre ihnen schon recht, wenn Beides nur nichts kostete.

Aber das ist eine kuriose Meinung von den Leuten. Wenn man nur ein paar Glas Bier trinken will, so kosten sie Geld, sollte nun die ewige Seligkeit, sollte die Religion allein nichts werth sein? Ist es nicht eine Schande für den Christen, so viel für die Welt zu opfern und so wenig für Gott und seine Ehre und den Nächsten?

Da hat aber der Lindenbauer anders gedacht.

So oft er die Kirche mit ihren alten, löcherigen Mauern und ihrem zerbrochenen Ziegeldache gesehen hat, da war ihm noch immer ein Stich durch's Herz gegangen und als er einst am Ostermontage im Adler sich bei einem Schoppen gütlich that, sagte er laut und herzhaft zu den zahlreich versammelten Bauern:

„Es ist jetzt Osterzeit, ihr lieben Mitbürger und Freunde, wir haben hier jetzt unsere Freude und die Jugend drüben in der Krone hat sie auch; ich meine es wäre jetzt nicht mehr als billig, wenn wir unserm Herrgott auch eine rechte Freude machen würden. Sehet! es wird jetzt wieder Frühling und Alles zieht wieder allgemach andere Kleider an, die Natur und die Menschen. Die Pelzkappen und die Wintermäntel verschwinden und die Leute tragen schon hie und da wieder hellere Wämmser und da meine ich nun halt, wir könnten unserer alten, treuen Mutter — der Kirche daneben — auch einen neuen Sommerrock kaufen. Man muß sich ja, weiß Gott schämen, wenn man sie ansieht,

schauet nur einmal recht hin, und ein Fremder muß denken, es seien lauter Bettelleute oder Heidenchristen im Dorfe. Vielleicht bewahrt uns dann der Herr dafür vor einer grausigen Viehseuche oder vor einer ansteckenden Krankheit, oder sonst vor einem Unglücke, das er uns schon zugedacht hat, wegen unserem Geiz und unserem Hochmuth. Es soll mir auf ein paar Karolin oder Napoleon nicht ankommen; Gott weiß mir das Geld schon wieder zu ersetzen, wie er es für nöthig findet. Nun, wie ist's ihr Mannen? Seid ihr dabei?"

„Ihr habt ganz Recht, Lindenbauer," sagte da der Gemeinderath Müller, „ich bin ganz damit einverstanden. Ich denke ein paar Thaler werden mich noch nicht zu einem Bettler machen."

Und wie nun die übrigen Männer ein solches Beispiel sahen, da beschlossen sie denn am Donnerstag eine allgemeine Gemeindezusammenkunft zu halten und die Sache abzumachen und die Wenigen, welche widersprachen und meinten, man könne deßwegen doch beten, wenn auch die Kirche nicht schön sei, schwiegen bald still, um nicht in den Ruf von Geizhälsen oder Kirchenverächtern zu kommen.

Um die Sache kurz zu sagen: als der Kirchweihtag heranbrach, da sah die Kirche wieder so schön aus, als ob sie neu gebaut worden wäre und die Leute hatten jetzt selber eine wahre Herzensfreude an dem schmucken Gotteshause und es kam ihnen vor, wie wenn sie sich selbst einen neuen, prächtigen Rock gekauft hätten.

Es gibt nicht überall solche Männer, wie der Lindenbauer, denn für die größere Ehre Gottes etwas zu sprechen, da haben die Menschen oft keinen Mund, hingegen im Gottesschänden, nämlich im Fluchen und Krakehlen sind sie um so lauter und murren gleich, wenn ihnen nicht alles nach Wunsch geht.

Aber damit ich nun meine eigentliche Erzählung beginne, so höre jetzt recht aufmerksam zu, lieber Freund, oder lese mit Bedacht weiter.

Es mögen jetzt etwa fünfzehn Jahre her sein; es

war gerade im Monat August, kurz nach der Essenszeit, als sich die Leute im Lindenhofe bereits wieder daran machten zur Arbeit zu gehen, denn es war gerade viel zu thun.

Jakob, der eine Knecht, schirrte eben die Gäule an, um einen Wagen voll Garben zu holen, während die Tochter und die Magd bereits voraus waren, um solche zu binden. Die junge Lindenbäurin war im Krautgarten, der hinter dem Haus an den Baumgarten stieß und Hans, der andere Knecht, gab eben noch den Kühen Futter, um nachher ebenfalls auf's Feld zu gehen.

Der junge Lindenbauer aber, das heißt der Tochtermann vom alten Lindenbauer, von dem wir seither so viel Rechtes und Gutes gehört haben, und der auf den Lindenhof geheirathet hatte, dengelte neben dem Hause noch die Sense; jedoch mitten in seiner Arbeit ruft auf einmal der alte Lindenbauer zu dem Fenster hinaus: „Tochtermann, wenn Du fertig bist, dann komm einmal herein in die Stube, ich hab' was Nothwendiges mit Dir zu reden.“ Der Tochtermann sagt blos: „gleich“ und dengelt ganz ruhig weiter, ohne daß er an etwas Besonderes dachte, denn er wußte, daß es der Alte im Brauche hatte, immer unter vier Augen mit ihm zu reden, sobald es eine Sache von Wichtigkeit oder eine Familienangelegenheit war.

Unterdessen nun der junge Lindenbauer fertig dengelt, wollen wir jetzt ein wenig miteinander die Wohnstube betrachten; ich weiß, der alte Lindenbauer hat nichts dagegen. Die Stube ist ziemlich groß, aber ein Fünftheil davon nimmt ein mächtiger schwarzbrauner Kachelofen ein, der nicht nur zum Einfeuern im Winter dient, sondern auch als kleine Dörre und als Backofen für den Brodbedarf des Hauses gilt.

Um den Ofen herum und an den Seiten des Zimmers sind Bänke, die in den Bauernhäusern gewöhnlich die Stühle vertreten, und auf diesen langen Bänken sitzen an den langen Winterabenden die Leute und spinnen oder treiben sonst etwas, während Jemand aus

einem netten Buche vorliest. Bisweilen wird dann zur Abwechslung auch wieder geredet oder gesungen.

Zwischen dem Ofen und dem Schwarzwälder Uhrenkasten ist noch ein hohes Extrasitzlein, auf das Niemand anderes sitzt, als jedesmal der alte Lindenbauer oder die Großmutter, oder wenn's an Beiden mangelt der junge Lindenbauer.

Ueber dem Tische in der Ecke hängt ein Kruzifix von einem Mooskranz mit hübschen Papierröslein umgeben und an hohen Festtagen kommt immer ein frischer Kranz darum. Unter dem Kreuze ist ein Muttergottesbild, denn wer den Heiland ehrt, der ehrt auch seine gebenedeite Mutter, die hohe Königin des Himmels.

Außerdem hängen noch etliche eingerahmte Bilder an den Wänden, nämlich ein paar Heiligenbilder, welche die Namens- oder Schutzpatrone der Familienglieder vorstellen sollen und das Bildniß vom Erzbischof und vom Papst, dann hängt noch die Geschichte der Genovefa in mehreren Tafeln da und dort an der Wand, die der vorige Lindenbauer einmal auf dem Jahrmarkte von einem reisenden Bilderhändler gekauft hatte.

Ein großer Milchschrank, bedeckt mit zahlreichen Milchtöpfen und ein paar Bretter, die oben an zwei Seiten der Stube angebracht waren, und auf welchen die heilige Schrift und ein paar andere Bücher und Schachteln und Bürsten und andere Kleinigkeiten lagen, welche man fast täglich braucht, außerdem ein großer, eicherner Tisch und einige Stühle, das waren die Möbel in des Lindenbauern Haupt- oder Wohnstube.

Alles ist reinlich und nirgends herrscht Unordnung.

Wenn die Leute etwas gebraucht hatten oder mit ihren Geräthschaften heimkamen, so mußten sie alles gleich wieder an ihren gehörigen Ort stellen, so daß man die Sachen nöthigenfalls im Finsteren finden konnte und diese Ordnung, welche die Seele eines Hauswesens ist, herrschte im ganzen Lindenhof, sowohl in den einzelnen Stuben und Kammern, als wie in der Scheune oder Tenne. Jedes Ding hatte seinen bestimmten Platz und

die Lindenbäurin ließ niemals die Mode aufkommen, daß man alles, wie Kraut und Rüben, untereinanderwarf, wo es eben Platz hatte.

War es schmutziges Wetter, so daß die Schuhe oder Stiefel schwer vom angeklebten Koth waren, so mußten sie die Leute vorher außen ordentlich abstreifen und abputzen, damit es in der Stube nicht aussah, wie auf einem frisch geackerten Feldstück.

Neben der Thüre hing ein blechernes Weihwasserkesselchen und so oft Jemand sein Tagwerk begann oder zur Arbeit ging, so nahm es vor dem Fortgehen etwas Weihwasser und bekreuzte sich damit, um dadurch Gott zu bitten, er möge die Arbeit segnen, und vor einem Unglück oder einem jähen Tode beschützen, und Nachts vor dem Bettgehen nahm Jedes dann wieder Weihwasser, sagte dann: „Gelobt sei Jesus Christ!“ und legte sich getrost zur Ruhe.

So war es eben im Lindenhof Gebrauch und die Dienstboten sind noch immer lange und gerne darin geblieben, denn wenn sie christlich lebten und ordentlich ihre Schuldigkeit thaten, so wußten sie auch, daß sie nicht nur ihr gehöriges und reichliches Essen und zur pünktlichen Zeit ihren bedungenen Lohn erhielten, sondern es gab auch hie und da noch ein Extrageschenk an Geld oder Kleidungsstücken und wurde eines krank, so machte es der Lindenbauer wie der Hauptmann von Kaphernaum mit seinem Knecht, nämlich er behielt es im Hause und verpflegte es, wie ein eigenes Kind.

Aber jetzt, lieber Leser, muß ich von etwas Anderem reden, denn gerade eben ist der junge Lindenbauer mit seinem Dengeln fertig geworden und tritt in die Stube zu seinem Schwiegervater.

„Tochtermann,“ sagte nun der alte Lindenbauer zu ihm, „Tochtermann! wir haben jetzt über die fünfzehn Jahre miteinander unter einem Dache gehaust und sind dabei immer zufrieden ausgekommen. Du hast mich ehrlich erhalten, als meine Frau, Gott hab sie selig, vor acht Jahren gestorben ist und da ich in die Jahre kam

und Dir gegen meinen Willen nimmer viel helfen konnte und hast mir mein Ausbedung stets pünktlich und ohne Murren gegeben. Du hast mir auch niemals merken lassen, daß ich Dir überlästig wäre, sondern hast mir alles Gute gegönnt, was ich von meiner Tochter und überhaupt im Hause bekommen und gehabt habe und Gottlob der Herr hat mich auch seither immer rüstig und gesund erhalten. Du weißt, daß ich Dir niemals zur Last werden wollte, aber jetzt muß ich Dir diese Woche doch eine Störung machen. Guck, ich bin jetzt hoch in den siebenzig und hab' Anfang's das Heimweh nach Oben und auch meine „Alte“, Gott hab sie selig, wird nicht begreifen, wo ich so lang steck' und bekommt mir zuletzt schiefe Gedanken, daß ich sie noch in meinen alten Tagen vergessen hab'. Ich bin jetzt müd' geworden, Tochtermann, und habe lang genug auf der Erde gewandert. Das alte Laub muß abfallen, damit das junge nnd neue heraus kann und besser Platz hat, aber überdies mein Leib und meine Seele sehnt sich nach Ruh' und ich fühl's, daß der Vater im Himmel meinen Wunsch erfüllen wird. Ich hab's ganz deutlich gespürt, daß mich der Knochenmann auf die Achsel getupft hat. Es ist also Zeit, daß ich mich parat und reisefertig mach. Bevor Du diese Woche die letzte Fuhr Korn heimfahrst, da hat man mich schon in meine neue kleine Wohnung unter der Erde hinausgetragen. Sei also drum jetzt so gut, Tochtermann und geh zum Herrn Pfarrer und bitt' ihn zu kommen, damit er mich noch auf mein Ende christlich vorbereite.“

Der alte Lindenbauer hatte dies alles ganz ruhig und ohne die geringste Aufregung gesprochen, etwa gerade wie Jemand, der eine Reise macht, vorher noch einige Anordnungen trifft und wahrhaftig, lieber Leser, es ist etwas Schönes und Erhabenes, wenn man so mit ruhiger, klarer Stimme von seinem nahen Tode sprechen kann.

Es zeigt so recht deutlich, daß man im Frieden mit Gott gelebt hat und die innere Stimme sagt einem, daß

man sich getrost niederlegen dürfe, gerade wie ein müder Wandersmann sich niederlegt zum Ausruhen. Er schläft ein Weilchen und eilt nachher an's ersehnte Reiseziel.

Besinne Dich einmal, Freund, meinst Du, Du könntest auch so getrost und ohne Furcht an den Tod denken, wenn Du jetzt plötzlich spürtest, daß es mit Dir zum Sterben gehen will?

Oder gehörst Du vielleicht nicht etwa zu jener Sorte, welche den Gemeindeausscheller, oder die Dorf- oder Stadtglocke macht, ohne daß sie dazu angestellt oder geweiht sind?

Sag einmal an, mußt Du Dich nicht vor dem Tod fürchten, wie der Spitzbube sich vor dem Landjäger.

Doch wollen wir nun wieder nach dem Lindenbauer schauen.

Wie der Tochtermann den Alten so reden hörte, da mochte oder konnte er vielmehr gar nichts darauf antworten; er fühlte wohl, daß das Ding seine Richtigkeit haben müsse und nach einer ziemlich langen Pause, während welcher man nichts hörte, als das Schnurren der Katze unter der Ofenbank, griff er, mächtig bewegt von den ruhigen, einfachen Worten des alten Lindenbauers, stillschweigend nach seinem Hut, ging dann in die Nebenstube an den Kasten, zog den Sonntagsrock an, nahm mit einem stummen Kopfnicken vom Alten kurzen Abschied und that, wie ihm geheißen ward.

Als er dann nach einer Weile wieder nach Hause kam, sagte ihm seine Frau schweren Herzens und mit Wasser in den Augen, der Vater sei auf seine Kammer gegangen, weil er Frösteln bekommen hätte, sie fürchte aber alleweil, es könne ernsthafter sein.

Zwei Tage darauf, auch am Nachmittage, war kein Mensch aus dem Lindenhofe auf das Feld gegangen, sondern alle waren in der oberen Kammer versammelt, wo der alte Lindenbauer lag und vor einer Stunde die heilige Wegzehrung empfangen hatte. Alle

lagen auf den Knieen und beteten die Sterbegebete und der Sterbende selbst, das Kruzifix in der Hand, betete andächtig mit oder nach, während er von Zeit zu Zeit das Kreuz küßte. Fremde Personen hatte man keine zugelassen.

Auf einmal aber wandte der Alte, der seinen letzten Augenblick rasch herankommen fühlte, seinen Kopf gegen die Versammelten und winkte mit der Hand, worauf sogleich alles still war, um die letzten Worte des Scheidenden zu hören, der nun ziemlich mühsam und leise, aber doch verständlich, also sagte:

„Gott lohn's Euch allen, wie Ihr mich in meinen alten Tagen verpflegt und behandelt habt. Denkt auch noch bisweilen meiner in Eurem Gebete, wenn ich nimmer bei Euch bin und verzeiht mir's, wenn ich Euch gekränkt haben sollte, wie auch ich Jedem von ganzem Herzen vergebe. Grüßt mir noch meine Freunde, die ich nimmer habe zu sehen bekommen und lebt miteinander in Frieden und Gottesfurcht. Der Herr sei gelobt und gebenedeit für alle die Barmherzigkeit, die er an mir armen Sünder gethan hat. Leb wohl, lieb Fränzele und Du Tochtermann auch und haltet gut Fried miteinander wie seither. Der Herr segne Euch vielmal für Eure Treue und Liebe und Gott behüte Euch alle."

Nach diesen Worten, die lautes Schluchzen hervorriefen, wendete der alte Lindenbauer seinen Kopf wieder, so daß er gerade aufwärts sah, dann lispelte er noch mit leiser, fast unhörbarer Stimme die Worte: „O mein lieber Jesu! erbarme Dich meiner und sei mir armen Sünder gnädig! Heilige Mutter Gottes bitt für mich!"

Hierauf drückte er das Kreuz fest an seinen Mund und ein paar Sekunden nachher, während welcher Zeit er ohne Bewegung dagelegen hatte, war seine Seele aus dem Gefängnisse des Körpers entflohen, und hatte, den Sternenhimmel durchflogen, um einzugehen in ihre eigentliche Heimath und zu ihrem Schöpfer.

Der Lindenbauer war todt.

Auf solche Weise leben und sterben können, hat

der Tod nichts Schreckliches; er ist dann nur wie ein willkommener Schlaf; er ist gleichsam die Gebärmutter für ein neues, ewiges, glücklicheres Leben, in welchem es keine Krankheit und keinen Abschied und keinen Tod mehr gibt.

Es kommt nicht darauf an, lieber Leser, ob man nach seinem Tode eine große, schöne Leiche hat oder nicht, denn es ist nicht selten der Fall, daß ein armer, rechtschaffener Mensch eine ganz kleine und geringe Leiche hat, während ein reicher Gottloser, oder ein vornehmer Lump oder Spitzbube eine gar große und prächtige Leiche mit Musik und Gesang hat, sondern die Hauptsache ist, daß man in Frieden mit Gott stirbt.

Als nun die Leute nach der Leiche des alten Lindenbauern vom Gottesacker heimkehrten, da trösteten die näheren Bekannten und Freunde den jungen Lindenbauer und seine Frau und der Eine sagte z. B.: „Er ist an einem guten Ort, wollt' Gott ich käme auch dahin" und wie eben dergleichen Trostsprüche im Brauche sind.

Aber der beste Trost für die Hinterbliebenen war das Bewußtsein, daß der Schwiegervater und Vater gestorben war, ohne daß Jemand Ursache habe „Gottlob" zu sagen, oder ihn zu verwünschen, wie es mitunter gegen Geizige oder Hochmüthige und gegen Wucherer und dergleichen nichtsnutzige Menschenwaare der Fall ist.

Zweites Kapitel.

Der Student.

Der jetzige Lindenbauer, Maierhuber mit Namen, der Tochtermann Desjenigen, von dem wir so eben gehört haben, daß er so ruhig und gottselig im Herrn entschlafen sei, hat zwei Kinder. Die Tochter lebt bei

ihm und hilft wirthschaften, daß es eine wahre Freude ist, der Sohn aber ist in der Stadt und studiert und will einmal einen Professor geben.

Der Großvater, das heißt der alte Lindenbauer, hat das gar nicht gern gesehen, so wenig, wie die eigenen Eltern. Sie hätten ihn gar zu gerne zu einem Bauern gemacht, der einmal den Hof übernehmen sollte, zumal es der einzige Sohn war, aber der Thomas — so hieß derselbe — hatte eben durchaus keinen Sinn für Dreschen und Mähen, sondern viel lieber steckte er hinter den Büchern und so dachte denn endlich der Vater: „Nun, in Gottes Namen! des Menschen Wille ist sein Himmelreich" und schickte ihn auf das Gymnasium einer benachbarten Stadt. Bis zu seinem Abgange hatte ihm der Herr Pfarrer von Hellbrunn die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gelehrt, was Thomas sehr gut zu statten kam; es ist überhaupt immer sehr angenehm, sowohl für Lehrer, wie für Schüler, wenn diese schon einige Vorkenntnisse in der Hauptsache haben.

Der Lindenbauer hatte als sorgsamer Vater schon vorher dafür gesorgt, daß Thomas zu einer braven, christlichen Familie in Kost und Wohnung kam und nun studierte der Knabe, daß es wirklich eine Freude war und erwarb sich durch seinen Fleiß, sein gutes Betragen und seine Bescheidenheit die volle Zufriedenheit, sowohl seiner Lehrer, wie seiner Hausleute. So etwas hören natürlich die Eltern gerne und sind dann auch wieder gerne bestrebt, so viel sie können, dem fleißigen Kinde Freuden zu bereiten und Thomas erhielt von seinen Eltern manches schöne Geschenk, theils in lehrreichen und unterhaltenden Büchern, theils in andern nützlichen und angenehmen Sachen bestehend.

Alljährlich in der großen Ferien- oder Vakanzzeit kam Thomas auf einige Wochen heim nach Hellbrunn und brachte immer ein vorzügliches Zeugniß mit und dann mußte er jedesmal einige Male beim Herrn Pfarrer und beim Bürgermeister zu Mittag essen und der Erstere machte manchen Spaziergang mit ihm in die Umgegend.

So wuchs Thomas heran und aus dem Studentlein wurde bald ein Student, denn die Zeit vergeht schnell und rasch und die Jahre fliegen dahin, man weiß nicht wie, man meint oft, der Sommer habe kaum angefangen, so ist's schon wieder Winter. Bisher war alles recht ordentlich gegangen und Thomas hatte auch schon ein paar Mal hübsche Prämienbücher erhalten, aber als er nun in die obersten Klassen hinaufrückte und nur noch zwei Jahre hatte, bis er auf die Universität kam, da konnte man eine merkliche Veränderung an ihm wahrnehmen, aber nicht, als ob er jetzt faul oder ein Verschwender geworden wäre, nein, er blieb der fleißige Thomas, wie seither, allein in der Religion ging's bei ihm stark bergunter.

Er kam jetzt mehr mit älteren Studenten und andern Leuten zusammen und las nun auch gerne und regelmäßig die Zeitungen und es ist leider eine bekannte Sache, daß man in den meisten Zeitungen und Wochenblättchen nichts als sehr viel Spott und Geschrei gegen die katholische Kirche zu lesen bekommt. Weiß nämlich ein Zeitungsschreiber nicht viel Neues, so fangt er an gegen die Religion und ihre Gebräuche zu lästern, damit das Blatt voll wird und weil er weiß, daß so etwas leider nur gar zu viele Leute gerne lesen. Auf ein paar tüchtige Säcke voller Lügen kommt's ihm nicht an.

Gegen den Amtmann und gegen die Regierung und Gesetz dürfen diese Zeitungssudler und Tribünenschreier nichts schreiben und sprechen und so suchen sie denn das Heiligste in den Koth zu ziehen und lächerlich zu machen und mancher glaubt, was sie lügen und verdrehen und wird aus einem Christen ein gottloser Christenheide.

Also, wie gesagt, auch der Thomas wurde allgemach angesteckt von der Religionsfäulniß, die in den Städten gar heimisch ist, denn die jungen Leute, die sich selbst überlassen sind und älterer, erfahrener und christlicher Männer Umgang entbehren, sind gar leicht ein Opfer des Unglaubens.

Und besonders die Studenten wachsen ohne Zucht

und Ordnung auf der Universität auf, und ihre einzige Freude besteht oft nur im Trinken und Wüstthun. Unser Thomas kümmerte sich auch bald nicht mehr viel um's Christenthum und vom Gebete meinte er, das sei nur gut genug für die Kinder und die alten Weiber und wenn er jetzt in die Vakanz nach Hause kam, fing er schon an seine freigeisterischen Lehren allgemach vor dem Vater auszukramen und als ihn eines Abends die Lindenbäurin, nach frommer Sitte vor dem Bettgehen mit ein paar Tropfen Weihwasser bespritzte und ihm ein: „Gelobt sei Jesus Christus," als Nachtgruß wünschte, da schüttelte der Thomas unwillig den Kopf, wischte sich die paar Tropfen aus dem Gesichte und sagte: „Das ist dummes Zeug! Gute Nacht."

Zwei Jahre nachher, als Thomas auf die Universität kam, wurde das Uebel noch schlimmer; denn nun konnte er machen was er wollte, er mußte und brauchte jetzt nimmer, wie auf dem Gymnasium, in die Kirche zu gehen, und war überhaupt sein eigener Herr.

Schlecht wurde er übrigens nicht, denn wo in einen Menschen in der Kindheit ein guter, kräftiger Christensame eingesäet worden ist, da schützt dieser auch in späterer Zeit vor vielem Bösen und die freundlichen Schreiben und liebevollen Ermahnungen seiner Eltern waren in einer gewissen Hinsicht nicht vergebens auf ihn geblieben und zudem hatte er Liebe und Freude am Studium und an manchem schönen Morgen nahm er ein Buch in die Hand und ging hinaus in Gottes freie, herrliche Natur, auf Berg und Thal, in Wald und Feld und studierte, denn „Morgenstunde hat Gold im Munde" heißt ein Sprichwort, während dagegen viele andere Studierende um diese Zeit noch fest schliefen, bis tief in den Morgen hinein — sie schliefen den Rausch aus, den sie sich am Abend vorher angetrunken hatten.

Ein Vielsäufer wurde Thomas nicht und auch in übriger Beziehung machte er es nicht der Mehrzahl seiner Collegen nach; nur ein paar Studiengenossen hatte er sich sorgfältig ausgewählt, mit denen er näher zu ver-

kehren pflegte und die Uebrigen ließ er so viel als möglich in Ruhe, denn er gedachte des weisen Sprichwortes: „Wer zu den Wölfen geht, muß mit den Wölfen heulen, sonst wird er zerbissen und zernagt.“ Aber in religiöser Hinsicht, da wurde er eben doch schwindsüchtig und ohne Religion ist auch ein Mensch, der sonst ganz brav und thätig und rechtschaffen lebt, nicht viel werth, weil er Gott, seinen Schöpfer und Herrn nicht mehr achtet.

Das Schlimmste aber bei all den Glaubenszweiflern ist leider, daß sie ihre verderblichen Grundsätze nicht für sich behalten, sondern sie auch mit aller Gewalt andern aufzudringen suchen und so stürzen sie sich nicht nur selbst, sondern noch viele Andere in den Seelentod, und reißen ihnen den heiligen Gottesfrieden, die innere Zufriedenheit und Ruhe frevelnd aus dem Herzen.

Auch Thomas machte es so; schon in mancher Gesellschaft hatte er über die Religion und ihre erhabenen Gebräuche gewitzelt und selbst in der Heimath seinen Vater angesteckt. Der alte Lindenbauer, sein Großvater, war unterdessen, wie wir bereits wissen, gestorben und sonst war Niemand auf dem Lindenhofe, der dem mundfertigen Jünglinge tüchtigen Respekt eingeflößt und Rede und Antwort hätte geben können, wie er.

Allerdings wollte zwar Thomas Vater nicht recht anbeißen an den neumodischen Glaubenssätzen und gab hie und da doch tüchtigen Trumpf aus, aber zuletzt wurde er immer schwankender und schwankender und dachte bei sich: „Mein Thomas ist ja sonst ein recht ordentlicher Junge und hat immer die besten Zeugnisse; er ist gescheut und versteht was und geht oft mit studierten und gelehrten Herren um, er kann also doch Recht haben“ und so kam es denn schließlich so weit, daß der Lindenbauer es zuletzt auch für überflüssig hielt, die Kappe vor dem Kruzifixe herabzunehmen und bald zeigte er es auch noch in anderer Hinsicht öffentlich, daß er ein aufgeklärter Mann geworden sei und nun mehr wisse, als die andern.

Die neuen Religionsansichten gefielen ihm nach und nach ganz gut, denn sie sind äußerst bequem und man braucht dann keine Kirchen und nichts dergleichen mehr. Er wäre zuletzt gar nimmer in die Kirche gegangen, wenn er in einer größeren Stadt gewohnt hätte, aber auf dem Lande, wo Jedes das Andere kennt, da kann sich Niemand ganz vom Gottesdienste ausschließen, wenn es nicht ein arges Dorfgeschwätz geben soll. An den Tagen, wo Bittprozession war, hatte er jetzt gemeiniglich irgend ein Geschäft in der Stadt und fuhr schon am frühen Morgen durch das Dorf und der Knecht mußte recht tüchtig mit der Peitsche knallen, damit die Leute an's Fenster sprangen und sich überzeugen konnten, daß der Lindenbauer in die Stadt müsse, und also nicht mit der Prozession könne. Nur mit der Frohnleichnamsprozession ging er noch, damit die Leute wenigstens nicht sagen konnten, er sei lutherisch oder kalvinisch geworden, denn in Hellbrunn war sonst alles gut katholisch.

Im Geheimen betete der Lindenbauer übrigens doch noch, nur äußerlich wollte er zeigen, daß er kein Klosterbruder sei und es war eigentlich fast komisch, wie er es anstellte, damit er vor der Welt als ein Aufgeklärter und doch noch als ein Katholik gelte und vor Gott als ein treuer Christ, wie er nämlich in seiner Selbsttäuschung meinte.

So zum Beispiel, wenn es den englischen Gruß läutete, so that er zwar den Hut herunter, aber er hielt nicht an, um zu beten, wie es die Andern im frommen Gebrauche hatten, sondern lief weiter, ohne die Hände zu falten und betete im Stillen doch den englischen Gruß.

Die Leute im Dorfe wußten nach und nach gar nicht mehr, wie sie vom Lindenbauer denken sollten und sagten heimlich zu einander, er sei halb katholisch und halb lutherisch und sie hatten jetzt eigentlich gar nicht so Unrecht.

So trieb es jetzt der Lindenbauer und sagte, er

glaube und frage nur noch nach Gott, alles andere sei unnütz.

In der Stadt ließ er sich einen feinen, schwarzen Tuchrock machen, wie der Amtmann einen hatte, und kaufte eine theure, schwarze Atlasweste, damit er seinem Sohne keine Unehre mache, wenn dieser in der Vakanzzeit nach Hause kam und dann stolzirte er mit ihm überall herum.

Im Uebrigen blieb er gegen die Dorfleute gutthätig und freundlich, ja er wurde noch freundlicher als seither, um ihnen keinen Vorwand zu geben, über ihn zu schwätzen und das gefiel den Leuten und sie blieben deßwegen ruhig und wenn auch einmal zufällig die Rede auf den Lindenbauer und sein sonderbares Benehmen kam, so entschuldigten sie ihn selber wieder und sagten: „So genau darf man bei ihm die Sache nicht nehmen, er hat eben jetzt einen studierten und grausig gescheuten Sohn, und da ist er ein Bischen hoffährtig geworden.“

Kam nun Thomas zur Vakanzzeit in's Dorf, so besuchte er gar viele Familien und war leutselig gegen alle und dies gefiel denn auch wieder und wenn man wußte, daß er in einem Wirthshause war, so wurde die Stube gewiß bald voll und hörte ihm zu, was er allerhand redete und je mehr er fremde Worte sagte, welche die Bauern nicht verstanden, desto mehr hielten sie ihn für einen grundgelehrten Menschen.

Die Lindenbäurin hatte zwar einige Male dem Thomas den Text lesen wollen, weil er auch gar zu wenig Religion zeige und nicht einmal die Kappe abnehme, wenn es Ave läute, aber dann wurde Thomas böse und sagte, er sei jetzt über 20 Jahre alt und kein Dorfjunge mehr und in der Stadt halte man auf solche Sachen nichts; er lebe jetzt, wie es eben dort der Brauch sei.

Endlich ließ sie ihn in Ruhe, um so mehr, da Thomas ihr in übriger Beziehung sehr schmeichelte und alles Liebe und Gute sagte, wofür er manchen Thaler heimlich von ihr empfing, denn die Studenten sind schlau

und haben's los, wie man die Leute auf die beste Weise anführen und an der Nase herumführen kann und man hat sich wohl vorzusehen, wenn man es mit ihnen zu thun hat.

Statt dessen wendete sich nun die Lindenbäurin an ihren Mann und suchte ihn von seinen neumodischen Religionsansichten abzubringen, aber als einstmals der Lindenbauer sie ganz zornig anfuhr und zu ihr sagte: „Laß mich ein für alle Mal in Ruhe, Frau! Das sind meine Sachen und gehen Dich nichts an! Das Hauswesen wird deßwegen nicht vernachlässigt. Ich lasse Dich auch in Ruhe, wegen mir kannst Du den halben Tag beten und Weihwasser nehmen. Mach mich also nur nicht wild, sonst mach ich dem Ding ein End" — als wie gesagt der Lindenbauer auf eine solche Art zu ihr redete, wie sie ihn noch nie gehört hatte, da seufzte sie tief auf und schwieg von dieser Zeit an, denn sie war vernünftig genug, um einzusehen, daß sie durch ewige Vorwürfe und Zank nur das Uebel ärger machen würde und zuletzt allen Einfluß auf ihren Mann verlieren würde, denn wo eine Frau mit ihrem Manne immer nur zankt, da verliert dieser zuletzt alle Liebe zu ihr und sucht am Ende, weil er zu Haus keine Ruhe hat, das Wirthshaus auf und wird allgemach ein Spieler und ein Lump und es herrscht dann ewiger Krieg im Hause und das ist das Schrecklichste, was in einer Familie passiren kann und sind schon Millionen Hauswesen dadurch zu Grunde gerichtet worden.

Die Lindenbäurin that also das Einzige, was in einem solchen Falle eine brave Frau thun kann und soll, nämlich sie duldete und betete innig zu Gott für ihren Mann und Sohn und bat um seine Gnade für sie. Im Uebrigen that sie nach wie vor ihre Pflicht, wie es einer christlichen Hausfrau ziemt, war stets freundlich gegen ihren Gatten und auf diese Weise behielt sie immer noch genug Einfluß, um manches zu verhüten, was nicht gehörig war, und der Lindenbauer, der seine Frau hochschätzte, lebte ihr auch gerne wieder zu Gefallen und so

kam es, daß sie durch ihre Geduld und Freundlichkeit ihm einmal das Versprechen abdrang, daß er wenigstens in Gegenwart der Tochter und der Dienstboten nichts mehr von seinen neuen Religionsansichten sprechen wolle und auch in Zukunft wieder beim Tischgebet anwesend sein und mitbeten wolle. Er versprach es und that es auch redlich.

So kommt man mit Gebet, Sanftmuth und Geduld besser und oft einzig zum Ziel, als wenn man tagtäglich Sturm läutet.

Seid listig wie die Schlangen und dabei ohne Arg wie die Tauben. An Jakob, des Lindenbauern Oberknecht, scheiterten aber alle Versuche des Thomas, ihn ebenfalls für seine freigeisterischen Ansichten zu gewinnen, denn Jakob dachte für sich: „Jetzt habe ich schon 32 Jahre in der katholischen Religion gelebt und bin dabei ganz zufrieden und glücklich gewesen, drum will ich sie auch jetzt nicht verhandeln.“

Der Jakob war überhaupt eine recht ehrliche, treue, fleißige und christliche Seele und diente schon über 17 Jahre im Lindenhof. Er galt aber auch ein klein wenig etwas, wie er sagte, und das kam daher, weil er bescheiden war und so ließ man ihn gerne bei Gelegenheit auch ein Wörtlein mit einreden. Jakob war auch ein großer Liebhaber vom Lesen und jeden Jahrmarkt kaufte er sich ein paar Geschichtenbücher, die er so oft las, bis er sie zuletzt auswendig wußte und wieder erzählen konnte.

In's Wirthshaus ging er selten, nur hie und da trank er an Sonntagen Abends ein paar Glas Bier und aß ein Stückchen Käse dazu, das Spielen ließ er ganz bleiben, an den Sonntagsnachmittagen las er entweder oder er zündete sich sein Pfeifchen an und machte einen Spaziergang durch Feld und Wald.

Mit Thomas unterhielt sich Jakob viel, denn Thomas erzählte gerne und prunkte mit seiner Gelehrsamkeit und seinen Witzen und Jakob war sehr wißbegierig und hörte aufmerksam zu. Thomas gab ihm auch manches

schöne Buch zu lesen und Jakob suchte dagegen auf alle Weise sich dankbar zu zeigen und zu erkennen zu geben, wie sehr er seine Gunst schätze. Als er z. B. einmal erfuhr, daß Thomas ein großer Liebhaber von Versteinerungen sei, so setzte er sich alsbald mit einigen Maurern und Steinhauern, welche in einer Steingrube des Nachbardorfes arbeiteten, auf guten Fuß und gab ihnen seine Bücher zu lesen, weil er wußte, daß in jener Grube manche Versteinerungen gefunden wurden, und so erhielt er manche versteinerte Gerippe, Schnecken, Vögel, Blätter und dergleichen, welche die Arbeiter, die damit doch nichts weiter anzufangen wußten, sorgsam aufhoben und Jakob gaben.

Eines Tages kehrte Jakob aus dem Walde heim, als ihm Thomas begegnete und mit ihm ging. Sie waren erst wenige Schritte gegangen, als es Ave läutete. Augenblicklich blieb Jakob stehen, nahm den alten Filzhut ab, faltete die Hände und betete den englischen Gruß, während dagegen Thomas die Kappe auf dem Kopfe behielt und einstweilen langsam vorwärts ging und etliche Wiesenblumen abzupfte. Nachher, als sie mit einander weiter gingen, sprach Thomas zu Jakob: „Aber hört, Jakob, meint ihr denn jetzt auch euer Gebet nutzt euch viel? Das ist rein für die Katz, deßwegen wachst euch kein Grashalm mehr und keiner weniger. Und warum betet ihr denn zur Mutter Gottes? Wo bleibt denn dann Christus? Gilt er weniger als die Mutter Gottes?"

Darauf sagte Jakob: „Ich kann Ihnen das Ding nicht so gelehrt auseinandersetzen. Ich muß es an einem Beispiel erklären. Gesetzt, Herr Thomas, ich hätte Sie gar arg erzürnt und getraue mir deßhalb nimmer recht, ein Buch oder sonst etwas zu verlangen, aus Furcht Sie könnten mir aus gerechtem Unwillen meine Bitte abschlagen. Dagegen weiß ich, daß meine Meisterin, die Ihre Mutter ist, Herr Thomas, eine grundgütige Frau ist, die mich gerne anhört. Ich trag ihr nun meine Bitte vor und bitte sie für mich ein gutes Wort bei Ihnen einzulegen. Sie thut es auch und ich wette,

Herr Thomas, wenn Ihre liebe Mutter, die Sie so hoch achten und lieben, für mich spricht, so werden Sie auch wieder freundlich mit mir und geben mir wieder ein Buch. Und gerade so ist es auch mit unserem Gebete zur Mutter Gottes der Fall. Wir bitten zu ihr deßhalb, damit sie für uns bei Gott bittet. Sagen Sie selbst, Herr Thomas, liegt nicht ein großer Trost in dem Gedanken und in der Ueberzeugung, daß wir eine heilige, zärtliche Mutter haben, die immer über uns wacht und uns mit ihrem Gebete unterstützt, wenn sie sieht, daß wir Vertrauen zu ihr haben? Besonders in der Sterbestunde ist das gewiß ein großer Trost für jeden Katholiken. Und mag es sein, wie es will, so denk ich mir eben, daß Gott eine große Freude daran haben muß, wenn man zur allerseligsten Jungfrau bittet, weil man sich damit gleichsam jedesmal für einen unwürdigen Sünder bekennt und deßhalb Maria als Fürbitterin anruft. Ja gewiß gefällt Gott diese Demuth. Und das Gebet überhaupt das ist nebst dem Wohlthun die Arbeit für unsern göttlichen Herrn, zum Unterschied von der leiblichen Arbeit für uns selbst oder unsere irdischen Herren."

Nach diesen Worten Jakobs brach Thomas in ein lautes Lachen aus und rief: „Jakob! Jakob! an euch ist wahrhaftig ein Pfarrer verloren gegangen. Ihr schwätzt ja gerade wie ein Buch so pfiffig und gelehrt."

„Ich weiß selber nicht, wie es kommt," meinte Jakob, „es ist mir gerade alles so in den Mund gekommen; ich hab nicht gewußt wie. Aber das werden sie doch gestehen müssen, Herr Thomas, daß jene Menschen, welche noch strenge an der Religion halten, die zufriedensten, glücklichsten und wohlthätigsten sind. Ich habe das schon vielmal in Hellbrunn beobachtet. Man kann die altfrommen Leute recht leicht von den Lauen und von den Betschwestern erkennen. Man hört bei den wahren Katholiken niemals jenen Lärm und Zank, wie er so oft aus andern Häusern heraus ertönt."

„Also stehen bei euch, Jakob, die Betschwestern

auch auf dem schwarzen Brett; seht ich hab euch ja aber gesagt, daß das viele Beten nichts nutzt," sagte nun Thomas.

Jakob machte eine Geberde des Abscheues und sagte! „Es wird mir fast übel, wenn ich nur an sie denke. Aber unter den Betschwestern, Herr Thomas, verstehe ich nicht die Vielbeter, oder Diejenigen, welche alle Tage die Kirche besuchen, denn das ist nichts Unrechtes, sondern ich verstehe darunter jene Leute, welche überaus fromm thun, so lange es die Leute sehen und sich auch selbst einbilden, sie gelten vor Gott mehr, als die andern, die aber innerlich voller Neid und Bosheit stecken und an allen Menschen ihre Fehler aufsuchen und solche noch vergrößern und ausplaudern. Am besten erkennt man sie an ihrer Kritlichkeit und Empfindlichkeit, denn Niemand soll ihnen ein Wörtlein widersprechen. Und in der Regel sind sie auch alle sehr geizig. Seht, Herr Thomas, diese empfindlichen, heuchlerischen Personen, diese sind es, was ich unter Betschwestern meine."

Unterdessen waren Thomas und Jakob an einem Kreuze vorübergekommen, und Thomas hatte wieder kopfschüttelnd gelächelt, als Jakob den Hut davor herabzog. —

Der wackere Knecht hatte es wohl bemerkt und da er einmal im Redeflusse war, so sprach er: „Ich komm' fast gar nicht mehr aus Ihnen, Herr Thomas, nehmen Sie es mir nicht in Uebel. Sie haben sich gewaltig verändert. Ich weiß noch recht gut, wie Sie als zehn- und elfjähriger Knabe keine Ruhe hatten, bis Sie ein Fähnlein oder ein Kreuz bei den Prozessionen tragen durften. Da die Fähnlein zu schwer für Sie waren, so trugen Sie immer das Kreuz und hatte einen Weltsfreude darüber. Wer hätte damals auch gedacht, daß Sie das Kreuz noch verachten würden?"

Etwas verlegen antwortete Thomas: „Nun, damals war ich eben noch ein Kind, Jakob. Ich verachte das Kreuz nicht, aber die Verehrung, die ihr ihm erweist, sieht ja wie Götzendienerei aus. Vor einem ge-

schnitzelten Stück Holz oder Stein die Kappe herunterziehen oder davor knieen und beten, ist doch etwas zu arg, Jakob!"

Ohne Zögern erwiderte Jakob: „Erinnern Sie sich noch, Herr Thomas, daß Sie der Erste waren, der den Hut abzog, als wir zusammen am vorletzten Sonntag das Grab des alten Lindenbauern, Gott hab ihn selig, besuchten. Warum haben Sie wohl das gethan, Herr Thomas?"

Verwundert entgegnete dieser: „Aus Achtung vor dem Großvater, der darunter lag; er hat es wahrhaftig verdient, daß man ihn auch noch nach dem Tode ehrt, denn solche wackere Männer, wie er einer war, gibt's wenige."

Jetzt lächelte Jakob und sagte: „Sehen Sie, Herr Thomas, jetzt sind wir im Reinen. Also nicht vor dem Haufen Grund haben Sie den Hut heruntergenommen, sondern vor dem Todten, den Sie gar nicht sehen und der schon vermodert ist. Es war also ein Zeichen der Achtung und Ehrfurcht, was Sie gethan haben. Und so ist es auch mit unserer Verehrung des Kreuzes der Fall. Nicht das geschnitzte Holz oder den Stein verehren wir, sondern wenn wir vor einem Kruzifixe unser Haupt entblößen, so denken wir dabei allein an denjenigen, der einstmals an einem solchen Kreuze hing und der die Welt erlöste; wir denken dabei allein an Jesus Christus, unsern Herrn! Und ich meine, Herr Thomas, dieser Herr verdien' es wohl, daß wir ihm auf alle Weise unsere Ehrfurcht bezeigen, denn wie Er, war noch keiner auf der Welt und kommt auch keiner mehr. Und wenn wir am liebsten vor einem Kreuze oder sonst vor einem heiligen Gemälde beten, so geschieht es deßwegen, weil der Mensch überhaupt viel besser und andächtiger beten kann, wenn er etwas vor sich sieht, worauf er seinen Blick wenden kann, als wenn dies nicht der Fall ist, wo dann entweder die Augen überall herumschweifen oder gar andere Gedanken in Kopf kommen, so daß das Gebet ein sehr laues ist und keinen Werth hat."

„Ich sehe schon, Jakob,“ sprach jetzt freundlich Thomas, „ihr seid ein fester Katholik und vertheidigt die alten Gebräuche wacker, und das gefällt mir doch an euch. Solche Leute, die für ihren Glauben und ihre Ueberzeugung kämpfen, muß man immer achten, aber diejenigen, welche den Mantel nach dem Winde hängen und heute in einer katholischen Gesellschaft gut katholisch sprechen und morgen in einer aufgeklärten Gesellschaft auch den Aufgeklärten spielen, dies sind gemeine und charakterlose Menschen und leider deren gibt es nur zu viele. Aber noch eines, Jakob, die katholischen Stadtleute beobachten nicht alle Gebräuche so genau, als ihr auf dem Lande. Kommen sie denn deßwegen in die Hölle?“

„Sie vexiren mich auch gar zu arg, Herr Thomas,“ entgegnete Jakob, „Sie sollten das eigentlich alles selber am Besten wissen. Gott ist es ja allein, der einmal richtet. Wenn der Städter auch nicht gerade alles so macht, wie es auf dem Lande der Brauch ist, so kann kann er deßwegen doch ein frommer Mensch sein, es ist auch nicht möglich, daß ein Handwerksmann und Familienvater in der Stadt z. B. mit jeder Bittprozession gehen kann, dazu haben wir schon eher Zeit und dafür können die Stadtleute eher unter der Woche in die Kirche und einer heiligen Messe beiwohnen und sonst Gutes thun. Es hat jeder Stand seine eigene Art und Gelegenheit und es wäre schlimm, wenn wir alles nachmachen wollten, was in den Städten Mode ist. Jeder Mensch hat seine eigenen Umstände, nach denen er sich richten muß und dabei doch Gottes Willen vollziehen kann. Die Stadtleute sollen uns unser Korn und unsere Früchte abkaufen, aber die Religion, die wollen wir uns nicht abmarkten lassen.“

Das war Jakob's letztes Wort, denn eben waren sie zu Hause angekommen, das Gespräch hörte auf und sie trennten sich. Jakob ging in die Scheuer, Thomas in die Stube, aber die geführten Gespräche hatten letzteren mit besonderer Achtung für den Oberknecht erfüllt,

der so kräftig für seine Ueberzeugung gesprochen hatte, ohne die Achtung gegen des Meisters Sohn zu verletzen. —

Wie denn alles in der Welt, Freude, Leid, Zeit und Leben ein Ende nimmt, so gingen endlich auch die Studienjahre von Thomas zu Ende und nachdem er sich noch einige Zeit, theils auf der Universität, theils in Hellbrunn privatim aufgehalten und sich tüchtig auf das Staatsexamen vorbereitet hatte, meldete er sich endlich zur Prüfung und bestand dieselbe auch mit so gutem Erfolge und erhielt ein so ausgezeichnetes Zeugniß, daß man ihm das Versprechen demnächstiger Staatsanstellung auf das Bestimmteste gab.

Allein Thomas wollte für's Erste noch keine Stelle annehmen, denn er beabsichtigte noch vorher eine Reise nach Amerika zu machen, um dort eine Zeit lang zu verweilen und wissenschaftliche Studien zu pflegen, ehe er für immer seinem Lehrberufe angehören mußte. Sein Onkel in Amerika hatte ihn schon mehrmals und dringend eingeladen, zu ihm zu kommen und damit ich es kurz sage, eines Tages fuhr Thomas, wohlversehen mit allem Nöthigen zu einer solchen Reise und von den Segenswünschen der weinenden Angehörigen begleitet aus Hellbrunn weg und wenige Tage nachher führte ihn ein Bremer Postdampfschiff aus der alten Welt in die neue und wie es ihm dort erging, werden wir in den nächsten Kapiteln hören.

Drittes Kapitel.

In Amerika.

Wenn man im gewöhnlichen Leben von Amerika spricht, so meint man in der Regel nur diejenigen Länder

Amerikas, wohin der allergrößte Theil der Auswanderer geht, nämlich die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Auch der Onkel von Thomas wohnte in einem dieser Staaten, aber weit von den stark bewohnten Gegenden und großen Städten weg, fast ganz am westlichen Ende, dicht an den Ufern des Missisippi.

Wie es im Allgemeinen in Nordamerika aussieht, das hast Du, freundlicher Leser, gewiß schon weitläufig in anderen Büchern gelesen, ich schweige also davon. Wer eben guten Willen zur Arbeit hat und fleißig ist, der findet drüben über dem Wasser schon Arbeit und kann es auch zu etwas bringen, besonders wenn er etwas Geld hat und in das Innere des Landes reisen kann, wo noch nicht alles so übersetzt und theuer ist.

Wer aber faul ist und nichts in der Tasche hat und geht doch nach Amerika, in der Meinung, er könne gleich wie der Vogel im Hanfsaamen leben, sobald er aus dem Schiffe steige und den Fuß auf amerikanischem Boden habe, der täuscht sich gewaltig und es geht ihm dann vielmehr, wie dem Spatz auf dem Schneefeld, das heißt: er hat nichts und bekommt nichts, denn die Menschen sind in Amerika noch viel geiziger als bei uns und besonders gegen die Faulen.

Es ist freilich auch schon mancher faule oder nichtsnutzige deutsche Tagdieb, der zuerst in Europa alles verlumpt hat und dann nach Amerika gegangen ist, wieder zu etwas Vermögen gekommen, aber nur deßwegen, weil er sich dort nicht geschämt hat zu arbeiten, wie bei uns, und das Lobenswerthe ist wenigstens in Amerika, daß man keinen ob seiner Arbeit verachtet, auch wenn er nur ein Lumpensammler oder Steinklopfer ist.

Doch wir wollen jetzt wieder nach Thomas schauen und ihn auf seiner Fahrt nach der Ansiedlung seines Onkels begleiten.

Thomas machte gewaltige Augen, als er endlich nach einer raschen und glücklichen Fahrt in Amerika angekommen war und in der großen Stadt Neu-Orleans

sich auf ein Dampfschiff begab, um nach der Flußstadt zu fahren, wo sein Onkel wohnte.

Solche riesige Schiffe und ein solcher mächtiger Strom erfüllten ihn mit Staunen und da er noch 10 bis 12 Tage auf dem Mississippistrom zu fahren hatte, bis er an sein Ziel gelangte, so hoffte er recht viel Interessantes zu beobachten. In seiner Jugend hatte Thomas nur Waldbäche oder kleine Flüßchen gesehen, welche hell und klar dahinflossen und deren Wasser bald ein Mühlenrad, bald ein Fabrikwerk trieb und wo man sich ganz bequem darin baden konnte. Später, als er eine kleine Vakanzreise machte und den Rhein hinauf- und hinabfuhr, da hatte er freilich im Anfange große Augen gemacht, als er den schönen Rheinstrom sah und mit dem Dampfschiffe so leicht darauf herum fahren konnte, wie in einem Wagen auf dem Lande.

Allein der Rhein und alle die deutschen und europäischen Ströme und Schiffe sind noch gar nichts im Vergleiche zu den Riesenströmen von Amerika, wie zum Beispiel gegen den Amazonenstrom in Südamerika, der gegen tausend Stunden lang und ein bis zwei Stunden breit ist, oder als gegen den Mississippi in Nordamerika und wie alle die vielen großen Ströme in der neuen Welt heißen.

Der Mississippi oder Missi, wie ich ihn künftig des bessern Aussprechens wegen nur noch nennen will, ist über 1500 Stunden lang, so daß man sich über seine Länge fast gar keinen Begriff machen kann. Mehr als 200 Nebenflüsse, wovon die meisten viel größer, ja oft fünf- und zehnmal so groß und so stark sind, als der Rhein, fließen hinein, so daß der Missistrom von den Amerikanern „der Vater der Gewässer" genannt wird. Aber freilich mit dem Baden darin, wie es z. B. bei uns im Rheine geschieht, hat es beim Missi ein Ende, denn am Ufer her wächst fast überall Schilfgras, das oft Fingers dick und höher als der größte Mann ist und in diesem Schilfe leben Krokodille, welche mit aller Bequemlichkeit einen Menschen auf einmal verschlingen

können. In Amerika gibt es eben noch ganz andere Thiere als bei uns; dort gibt es Thiere, gegen welche unsere größten und bissigsten Metzgershunde oder ein wüthender Stier nur wie zahme Häslein im Vergleiche sind, und besonders in jenen Theilen von Amerika, wohin Thomas jetzt reiste, da muß man stets eine geladene, gute Büchse und ein großes, scharfes Messer bei sich haben.

In den bewohnteren Gegenden, wo die großen Städte liegen und überall alles angebaut ist, und wo gewöhnlich die Einwanderer hinziehen, ist es freilich besser in dieser Beziehung, denn die wilden Thiere sind dort ausgerottet, aber dafür herrschen dort die bösartigen Fieber und ich sage Dir nur so viel, lieber Leser, es ist eben am schönsten und gesündesten in Deutschland. Da gibt es kein giftiges oder wildes Ungeziefer, außer den giftigen und wilden Menschen, die am gefährlichsten sind, wenn sie zahm aussehen. Und überall sind bei uns Wege und Stege und Wirthshäuser, wo man sich zurecht finden und Raths erholen und ausruhen kann.

Ohnedies wird der Einwanderer, wenn er die englische Sprache nicht versteht, welches die Haupt- oder Umgangssprache in Nordamerika ist, vielfach geprellt. Drum bleibe im Lande und nähre Dich redlich und Gott wird es Dir an nichts fehlen lassen.

Das Wasser auf dem Missistrom, auf dem nun Thomas fuhr, sah fast ganz gelb aus, wie wenn es aus einer Lehmgrube käme und bot somit keinen schönen Anblick dar, trotzdem hatte Thomas Unterhaltung genug. Alle Augenblicke fuhren große und kleine Schiffe vorbei, meist waren es Dampfschiffe, mit zwei oder drei oder noch mehr schwarz und weiß bemalten Dampfröhren, aus welchen fortwährend ein Regen bläulich-gelber Feuerfunken herausfuhr und in das Wasser flog. Bald waren die Dampfschiffe ungeheuer groß mit drei und vier Stockwerken und vielen Gängen und Zimmern, gerade wie wenn es schöne, gewaltige, schwimmende Häuser wären (und auf einem solchen war auch Thomas), bald waren

es kleinere Dampfschiffe, wie man sie auf unseren Flüssen sieht. —

Etliche dieser Schiffe waren ungemein leicht gezimmert, so daß sie kaum ein Jahr brauchbar sind, aber dafür auf dem Wasser dahinfliegen, wie eine abgeschossene Kugel und einen Weg zehnmal machen können, bis ihn ein anderes Schiff einmal gemacht hat.

Von all diesen Dampfschiffen auf den amerikanischen Strömen und besonders auf dem Missi gehen übrigens alljährlich etliche Dutzend, meistentheils mit Mann und Maus zu Grunde; entweder versinken sie, weil sie zu schwach gebaut und dagegen zu voll beladen sind, oder sie stoßen gegeneinander, oder sie bekommen Risse, durch die unzähligen großen Bäume, welche die Flüsse beim Hochwasser da und dort entwurzeln und mit sich führen, oder sie bekommen große Löcher durch Felsen, welche unter dem Wasser verborgen sind und auf welche der Kapitän zu wenig Acht gibt, oder die Schiffe fliegen in die Luft bloß aus sündigem Hochmuth der Menschen.

Sobald nämlich ein Dampfschiff daherschwimmt und es kommt ein anderes hintendrein, so gibt gewöhnlich jedes sich die größte Mühe dem andern vorzukommen und es entsteht dabei eine ungeheure Aufregung unter den Leuten auf dem Schiffe. Immer mehr und mehr wird Holz und Kohle in den Schiffofen geworfen, damit der Dampf gewaltiger werde und das Schiff schneller treibe und fabelhafte Wetten werden von den Reisenden eingegangen, welches Schiff wohl Meister werde. Sie vergessen in ihrer leidenschaftlichen Aufregung ganz, daß sie jeden Augenblick dem Tode anheimfallen können Gewöhnlich springt nun durch die übermäßige Feuerung der Dampfkessel und eines der Schiffe, oft auch beide, fliegen in die Luft und Schiff und Menschen gehen auf die jämmerlichste Weise zu Grunde. Kein Gesetz und Niemand kümmert sich aber darum und verbietet diese fluchwürdigen Wettfahrten, denn das Leben in Amerika ist an manchen Orten spottwohlfeil. Jeder thut eben, was er will und das nennt er dann Freiheit.

Bei uns kann so etwas freilich nicht passiren, denn die Flußschifffahrt und überhaupt Alles ist geregelt und dem Gesetze unterworfen und der Bauersmann, welcher hundert Stunden weit vom Fürsten wegwohnt in einem einsamen Gebirgsdörflein wird ebenso geschützt bei seinem Leben und Eigenthum, gleichwie der reiche Bürger in der Hauptstadt.

Die Schifffahrt auf dem Missistrome ist aber auch noch in anderer Hinsicht gefährlich. Nämlich weit oben im Flusse, da wo die Städte und die Ansiedlungen am Ufer selten sind, gibt es noch sogenannte Piraten oder Flußräuber, welche mit List und Gewalt hauptsächlich die kleineren und schwach besetzten Schiffe anhalten und ausplündern, und nicht selten auch noch die Reisenden tödten. Es ist dort also auf dem Flusse noch so, wie in früheren Zeiten in Deutschland auf dem Lande, wo es überall Straßenräuber und Raubritter gab, welche den Fuhr- und Kaufleuten und den Reisenden auflauerten, bis endlich nach und nach ihrem Unwesen ein Ende gemacht wurde.

In Beziehung der Religion herrscht in Nordamerika volle Glaubensfreiheit, das heißt, jeder Mensch kann ein Prediger werden und einen neuen Glauben stiften, wie er nur will und es gibt deßhalb dort viele Dutzende von Religionen, eine merkwürdiger und verrückter als die andere und jede will die wahre christliche sein, während sie oft keine Spur mehr vom Christenthum hat.

Ein solcher bedaurungswürdiger Wirrwarr tritt eben ein, sobald jeder die heilige Schrift nach seinem eigenen, oft sehr dummen Kopfe auslegen will.

Manchmal wird plötzlich ein Schnappsbruder ein neuer Religionsstifter und wenn er sich recht Kurage getrunken hat, so hält er in einem Hause oder auf einem Platze eine donnernde, fromme Rede und stiftet eine neue kleine Religionssekte, wovon er dann der Geistliche ist und von der neuen Gemeinde unterhalten

wird. Alles Neue zieht an und wir wissen ja, es gibt Nichts, was nicht seine Anhänger findet.

Aber wie eine feste, geschlossene Kette halten dagegen die Katholiken zusammen und stehen wie ein Leuchtthurm in dem wüsten Meere dieser vielerlei Religionen, die nur einig sind im Hasse gegen die Katholiken.

Die Katholiken sind meistens eingewanderte Deutsche und Irländer und haben schon viele niedere und hohe Schulen errichtet. Die Erzbischöfe und Bischöfe und die Missionäre wirken emsig und kräftig und zahlreiche Bekehrungen geschehen und sie suchen allenthalben Wohlthätigkeitsanstalten zu gründen, aber mehr, ja unendlich viel könnte gewirkt werden, wenn der Mangel an katholischen Priestern nicht so groß wäre, so daß schon hohe Geistliche nach Europa gekommen sind, um junge Theologen zu werben und zu holen.

Die Kranken und Bedürftigen finden an den Orden eine kräftige Stütze und die Priester predigen stets Wohlthun und Nächstenliebe, denn durch dieses entwaffnet man am Besten seine Feinde.

Thomas war in seiner Schifffahrt glücklicher, als mancher andere Reisende; kein Unfall traf das Schiff auf dem er fuhr und das von einem wackeren Kapitän geleitet wurde. So sehr der Mensch geneigt ist Gesellschaft aufzusuchen und das Bedürfniß fühlt mit anderen zu verkehren, gab sich Thomas mit den übrigen Reisenden oder Passagieren auf dem Schiffe doch nicht viel ab, obgleich er der englischen Sprache vollkommen mächtig war. Entweder waren sie ihm zu flegelhaft, als daß er gerne mit ihnen verkehren mochte, oder sie waren ihm zu einsilbig und zu still und thaten nichts als Zeitungen lesen, Cigarren rauchen und Tabak kauen.

Jetzt hatte Thomas die schönste Gelegenheit die Bildung der freien Amerikaner kennen zu lernen. Fast alle diese Herren saßen nämlich ganz gleichmüthig auf Bänken oder Stühlen und hatten dabei die Füße oben auf dem Tische aufgelehnt. Sie saßen also in einer

Stellung, wie sie unseren ungehobeltsten Stallknechten nicht einfallen würde. Und was das schönste ist, diese Art des Sitzens war ihre Lieblingssitzart und sie hielten sie für durchaus anständig, ja sogar für nobel. Ländlich, sittlich! —

Dabei spuckten sie außerdem alle Augenblicke den braungelben Saft des Tabaks, welchen sie kauten, in einem weiten Bogen mit großer Kunstfertigkeit aus dem Munde und unserm Thomas, der an deutsche Sitte und Anstand gewohnt war, kam ein solches Betragen äußerst eckelhaft vor.

Und doch war dieses Thun in jenen Gegenden Mode und die feinsten Herren thaten das Nämliche, es war also das Beste zu schweigen und es ist überhaupt stets gut, wenn man in einem fremden Orte oder Lande ist, daß man über die dortigen Sitten und Gebräuche weder spricht, noch lacht, damit man nicht unversehens Unannehmlichkeiten bekommt.

Thomas fühlte übrigens keine Langeweile, denn fast alle Augenblicke sah er etwas Neues, bald am Ufer, bald auf dem Wasser. So sah er z. B. eines Tages ein mächtig-großes, weißes Gebirge daherschwimmen; es waren tausende von weißen Baumwollballen, welche so geschickt auf einer Anzahl zusammengefügter Bretter hoch aufgethürmt lagen, daß die ganze, werthvolle Masse sehr bequem und billig weithin geschifft werden konnte. Ein ander Mal kam von unten den Strom herauf ein ganzes eisernes Haus geschwommen, das auf einem Floß aufgesetzt und mit Matrazen, Betten, Möbeln und allem möglichen Hausgeräthe angefüllt war und dabei waren ein paar Familien mit Kühen, Ziegen und Hunden. Es waren dies amerikanische Ansiedler, welche auf ihrem Hause, wie auf einem Schiffe, bis in die Nähe ihrer neuen Ansiedlung fuhren, wo sie dann ausstiegen, das Haus auseinander machten und vom Vieh bis an jenen Ort schleppen ließen, wo sie ihren künftigen Wohnsitz aufschlagen wollten. Solche schwimmende und fahrbare Häuser, die man überall mit sich herumführen kann, sieht

man freilich in Deutschland nicht und sie sind natürlich auch nicht aus Stein erbaut, sondern aus Eisenblech und Holz und nur für die erste Zeit zur Wohnung bestimmt. Sie sind ohngefähr von der Art, wie manche Panoramen oder ähnliche Meß- und Jahrmarktsbuden zusammengesetzt sind.

Die Amerikaner sind eben fast unglaublich erfinderisch und alle Augenblicke machen sie drüben Erfindungen, von denen man bei uns nichts weiß und oft lange Zeit davon nichts hört; Tag und Nacht denken sie nur an Gewinn und Profit und studieren nach, wie sie am wohlfeilsten gute Geschäfte machen können. „Aber allzuviel ist ungesund“ heißt ein Sprichwort. Ein solch fortwährendes Hetzen und Jagen nach Geld und Erwerb ist nicht gut, denn über dem ewigen Handel vergißt der Mensch seinen Gott und das Bischen Christenthum, das er vielleicht noch hat und sieht dann den Nebenmenschen nur noch für eine Waare an, welche er nur benutzen will, um Profit daraus zu ziehen und wenn er das nicht kann, so ist ihm der Nächste auch nichts werth.

Es war am neunten Tage seiner Flußschifffahrt auf dem Missi, als Thomas Nachmittags vier Uhr an seinem Reiseziele ankam. Die ganze Reise von Hellbrunn bis hierher in den tiefen Westen von Nordamerika hatte somit nicht ganz fünf Wochen gedauert. Das Dampfschiff warf vor der Flußstadt Anker, setzte mehrere Reisende und Güter ab und nahm andere auf und noch ehe es weiter fuhr lag unser Thomas bereits in den Armen seines freudig überraschten Onkels und wurde auch von dessen Sohne Joseph auf's Herzlichste begrüßt.

Eine Stunde später tönte hell und klar durch die reine Luft der Klang einer Hausglocke, welche sämmtlichen Arbeitern von des Onkels Ansiedlung den Feierabend verkündete, und bald sah man aus den Waldungen und aus den Feldern und Pflanzungen die Leute mit ihren Arbeitswerkzeugen gegen das Wohnhaus zuschreiten, offenbar ganz erstaunt darüber, daß sie zu solch früher Zeit Feierabend läuten hörten; sie liefen daher

auch schneller als gewöhnlich, denn sie waren neugierig, was wohl die Ursache davon sein möge.

Der Onkel hatte nämlich beschlossen, aus Freude über die Ankunft von Thomas auch seinen Leuten eine Freude zu machen, und ich kann ihn darin nur loben, denn wenn der Mensch eine Freude hat, so soll er auch Anderen und besonders Armen und Kranken hinwieder gerne eine Freude machen und auf solche Weise wird dann seine eigene Fröhlichkeit auch eine Gott wohlgefällige und der Heiland weilt dann unsichtbar im Kreise der Fröhlichen und nimmt Theil an ihren Freuden, wie er einst auch sichtbar Theil genommen hat bei der Hochzeit zu Kanna.

Als nun sämmtliche Leute im großen Speise- und Unterhaltungszimmer versammelt waren, trat der Onkel herein und machte sie mit seinem Neffen Thomas bekannt, wobei er bemerkte, daß sie ihm stets mit Achtung zu begegnen hätten und daß er das Recht habe ungestört überall auf seinen Besitzungen herumzuwandeln und zu benützen, was ihm beliebe. Hierauf wurde allen Getränke und besseres, doppeltes Essen verabreicht und bis Nachts zehn Uhr tönte der Jubel und der Gesang des lustigen Völkleins, welches mehr als ein halb Dutzend Mal ihren Herrn und dessen Neffen Thomas hoch leben ließ.

Der Onkel mit Joseph und Thomas saßen inzwischen an einem wohlbesetzten Tische bis gegen Mitternacht in einem traulichen Stübchen beisammen, wo Thomas dem Onkel nicht genug von der alten Heimath erzählen konnte.

Thomas, der nach mehrwöchentlicher Wasserreise wieder zum ersten Male in einem ordentlichen Bette schlafen konnte, ruhte bis gegen Mittag des andern Tages.

Und nun wollen wir sehen, was unserm jungen Gelehrten alles in der neuen Welt passirt; kann sein, daß wir uns eine heilsame Lehre daraus abnehmen können.

Viertes Kapitel.

In der Ansiedlung.

In Amerika ist bald eine Stadt fertig; wo ein Platz gut für den Handel liegt, wird auch gleich hingebaut, denn vorher eine Erlaubniß dazu einzuholen, ist dort nicht nöthig. Ist auch das Klima, das heißt die Luft in einer günstigen Handelsgegend ganz ungesund, so schreckt das den Amerikaner nicht ab, denn ihm gilt das Geld oft mehr als das Leben und ohne Geld gefiele ihm das Leben ohnehin nicht.

Es gibt jetzt zum Beispiel Städte in Nordamerika mit fünftausend und zehntausend und noch mehr Häusern, darinnen oft über hunderttausend Menschen wohnen, während vor dreißig oder sechzig Jahren an der nämlichen Stelle noch alles dicker Wald war und kein einziges Haus stand.

Auch da, wo jetzt die Flußstadt steht, bei welcher Onkel Maierhuber wohnt, war vor zwanzig Jahren noch keine Hütte zu sehen und als er vor vierzehn Jahren dorthin gezogen war, stunden damals erst fünf Häuser, welche von Tausch- oder Pelzhändlern bewohnt wurden. Da aber der Platz günstig und zudem auch das Klima noch gesund war, vermehrte sich die kleine Niederlassung allgemach, so daß zur Zeit der Ankunft von Thomas der Ort bereits über 60 Häuser und über 400 Einwohner zählte und der Sitz eines Friedensrichters oder Amtmannes geworden war.

Onkel Maierhuber sollte Anfangs in Hellbrunn Schreiner werden, hatte auch wirklich bei seinem Vater, der dort Schreinerei und Oekonomie trieb, das Schreinerhandwerk mit Liebe und Lust erlernt, war auch zwei Jahre in der Fremde gewesen, als schnell und unerwartet sein Vater starb. Es war damals gerade jene Zeit, wo alles von der Auswanderungslust angesteckt worden war,

denn die Zeitungen berichteten gar viel, wie schnell die Leute in Amerika reich werden könnten und wie die Handwerker gut bezahlt würden. Der Onkel, damals 23 Jahre alt, ließ sich ebenfalls locken, ließ sich sein Vermögen, das in 1100 Gulden bestand, auszahlen und wanderte auch aus. Aber vernünftig, wie er war, gedachte er nicht gleich auf's Gerathewohl ein eigenes Geschäft anzufangen, sondern er dachte: „Klein muß man anfangen und groß aufhören, statt umgekehrt."

Er trat daher vorerst bescheiden als Geselle in eine bedeutende Schreinerei in New-York, theils um Neues zu lernen, hauptsächlich aber um sich die englische Sprache anzueignen.

Drei Jahre lang arbeitete er als Geselle und dann fing er erst ein eigenes Handwerk an. Kurze Zeit nachher heirathete er die brave und fleißige Tochter eines Bäckers, die ihm zugleich ziemlich Vermögen mitbrachte und einen Sohn gebar, der in der heiligen Taufe den Namen Josep erhielt, und welchen sie mit größter Sorgfalt zu einem frommen und fleißigen Jünglinge erziehen wollte. Leider aber starb sie schon, als Joseph kaum das siebente Jahr erreicht hatte. Während dieser Zeit beschloß Maierhuber in den fernen Westen nach Amerika zu ziehen, größere Strecken Waldes und Landes anzukaufen und den Holzhandel und Oekonomie zu treiben. Nach reiflicher Ueberlegung führte er auch diesen Entschluß aus und siedelte sich da an, wo jetzt die Flußstadt steht. Er kaufte eine bedeutende Strecke Landes, denn damals konnte man von der nordamerikanischen Regierung schon für ein paar Dutzend Thaler Ländereien kaufen, die oft eine halbe Dorfgemarkung groß waren, weil es ihr natürlich darum zu thun war, Ansiedler für die unbebauten und unbewohnten Gegenden zu erhalten, denn was nützt alles Land, wenn keine Leute da sind, um es urbar zu machen.

In manchen Gegenden Nordamerikas ist jetzt noch spottbilliges Land zu kaufen, aber ich gratuliere den wenigsten Käufern zu ihrem guten Geschäft, denn wenn

sie nicht noch genug Geld übrig haben, theils um Arbeiter anzustellen, theils um theure Nahrungsmittel kaufen zu können, so sind sie in einer jämmerlichen Lage, da oft ein paar Jahre vergehen bis sie so viel Gebüsch und riesendicke himmelhohe Bäume und tiefgewurzeltes Gestrüpp vom Boden ausgerottet haben, daß sie etwas darauf anpflanzen können und bis es gedeiht. — „Es ist eben nicht alles Gold, was glänzt!"

Und wenn Du ein eigenes Häuslein hast, lieber Leser, und wenn es noch so klein ist und eine Kuh oder eine Ziege im Stalle, welche Dir Milch gibt, oder hast ein kleines Handwerk in der Stadt, welches Dir wenigstens ein Mittagessen verschafft, oder bist bei einer braven Meisterschaft im Dienst und hast unbesorgt Brod, so sei Du zufrieden und froh und denke nur, wenn Dich der Neid oder der Gelddurst, oder die Unzufriedenheit mit Deiner Lage plagen will, daß es noch viele Tausend, ja Millionen andere Menschen gibt, welche es noch hundert Mal schlechter haben, als Du.

Ueberhaupt damit Du glücklich und zufrieden leben kannst, mußt Du nicht blos die Reichen betrachten und darüber nachdenken, wie schön sie es haben, sondern Du mußt hauptsächlich an die armen einsamen Kranken in den Spitälern und an die vielen Unglücklichen anderer Art denken und das löscht Dir dann Deinen neidischen oder unzufriedenen Geist aus, wie wenn ein Kübel voll Wasser auf ein brennendes Zündhölzchen geschüttet wird. Stell Dir einmal einen recht reichen Kranken vor, der furchtbare Schmerzen leidet und schon lange Zeit im Bette liegt und der für sein Geld die besten Speisen und alles haben kann, nur die Gesundheit nicht. Glaubst Du nicht, daß der herzlich gerne mit Dir tauschen und Tag und Nacht arbeiten und schimmliges Schwarzbrod essen würde, wenn er nur wieder gesund wäre und seine Schmerzen los hätte?

Doch wir müssen jetzt wieder nach Onkel Maierhuber schauen. Ihm hatte es geglückt; er hatte einen schönen Kauf gemacht, denn durch die Lage seiner Lände-

reien am Flusse konnte er das Holz leicht verschiffen, und theils verarbeitet, theils als Brennmaterial verkaufen und da er noch im Besitze von Geld war, gelang es ihm auch brauchbare Arbeiter zu bekommen, denen er bei der Urbarmachung und Bebauung des Bodens mit gutem Beispiele und rastlosem Fleiße voranging. Nach und nach kaufte er immer mehr und mehr Grundstücke, und legte nun auch Kaffee- und Baumwollenpflanzungen an, die dort herrlich gediehen und als er vierzehn Jahre dort gewohnt hatte, und Thomas bei ihm eintraf, hatte er ein Besitzthum, das sich über zwei Stunden weit ausdehnte und die Zahl der Arbeitsleute belief sich auf 52 Personen.

Worüber sich aber Thomas am meisten verwunderte, das war, daß sein Onkel und Joseph grundfest in der Religion waren; in mehreren Zimmern hingen Kruzifixe und sogar eine kleine Hauskapelle war vorhanden, obgleich es im Ganzen nur neun Personen waren, welche in Herrn Maierhubers Hause sich zu der katholischen Religion bekannten, die übrigen gehörten verschiedenen protestantischen Religionssekten an, denn hier im fremden Lande konnte er nicht besonders wählerisch sein mit den Leuten. Er mußte sie eben nehmen, wie sie brauchbar zu finden waren.

Maierhuber hielt nun sonntäglich Hausandacht mit seinen katholischen Leuten, denn weit und breit umher war keine katholische Kirche und kein katholischer Pfarrer.

Auch die Protestanten in der Flußstadt hatten erst seit einigen Jahren einen Seelsorger und eine Kirche. Die Ansiedler in einsamen Gegenden müßten somit oft ganz jedes Religions- und Schulunterrichtes entbehren, wenn nicht zahlreiche Missionäre beider Confessionen auch die wenig bewohnten und entfernten Gegenden bereisen würden. Diese besuchen dann überall die Gläubigen, trösten und ermuntern und verkündigen das Wort Gottes, wofür sie dann während ihrer Anwesenheit von ihnen beherbergt werden.

Welch edles, erhabenes Wirken ist also dasjenige

eines Missionärs! Sie haben so zu sagen nirgends eine Heimath und wie manchen Unannehmlichkeiten sind sie dadurch ausgesetzt. Das sind freilich ganz andere Prediger, als jene Bierhausprediger, die, weil sie nichts davon verstehen, bei vollen Gläsern und berauschtem Verstande sich nur über das Ehrwürdige lustig machen.

Wie einst der heilige Joseph mit Maria im fremden, verdorbenen Aegyptenlande fromm und gerecht geblieben waren, so war es auch mit Maierhuber der Fall und das, lieber Leser, soll und kann man überall.

Gott wandert nicht aus; sein Himmel wölbt sich über Land und Meer, über Ferne und Nähe; überall sieht sein Auge aus den Höhen herab über die Menschen und überall kann man zu ihm im Geiste hinaufblicken und nach seinen heiligen Geboten handeln. Sein Arm ist gleich mächtig in aller Welt.

Eins aber bedauerte Maierhuber gar sehr, nämlich daß er kein Kreuz bei seinem Hause errichten konnte. Das ging nicht an, denn fast alle die Menschen, die in jene Gegend, oder in sein Haus kamen, waren nicht katholisch und er hätte gewärtig sein müssen, daß man das Kreuz niederreißen und zerstören würde.

Das ist aber eben ein deutlicher Beweis, daß die katholische Kirche die heilige, von Jesus Christus selbst gestiftete, hobegnadigte ist, weil sie das Zeichen des Heiles, an welchem der Herr sein Erlösungswerk vollbrachte, so hoch ehrt.

Maierhuber hatte also ganz Recht, wenn er das Kruzifix nicht verunehren lassen wollte und daher auf seinen Wunsch verzichtete, denn überall, im Thun, wie im Reden, muß man vorher reiflich überlegen, ob etwas Schaden oder Nutzen hervorbringen kann und sich weder von Leidenschaften, noch von Liebhabereien, noch vom blinden Fanatismus oder Bigotterie hinreißen lassen.

Gott sieht in diesem Falle ebenso gut auf den guten Willen, als wie auf die That.

Unserm Thomas gefiel es beim Onkel recht gut. Fast alle Tage machte er da und dorthin Ausflüge, um

fremde Blumen und Blätter, Insekten, Käfer und Thiere aller Art zu sammeln, die er dann sorgfältig in seinen Kästen und Spiritusgläsern aufbewahrte, um sie dereinst mit nach Hause nehmen zu können. Wurde Thomas nicht von Joseph begleitet, so gab ihm der Onkel immer einen oder zwei starke Arbeiter mit, die ihm seine nöthigen Sachen und etwas Proviant nachtrugen und Bescheid in der Gegend wußten.

Beinahe jeden Tag übte sich Thomas ein paar Stunden lang im Schießen mit der Büchse und Pistole, worin ihm Joseph, der ein ausgezeichneter Schütze war, Unterricht gab und schon nach ein paar Monaten verfehlte er selten mehr ein Ziel. In jenen Gegenden ist die Büchse ebenso der unzertrennliche Begleiter des Menschen, wie bei uns der Spazierstock und schon frühzeitig wird die Jugend darin geübt. Ebenso lernte Thomas auch das Reiten, wobei er im Anfange freilich manchmal auf die Nase purzelte.

Mit Joseph hatte sich Thomas bald auf's innigste befreundet. Es mußte aber auch Jeder bald den wackeren Jungen lieb gewinnen. Obgleich erst 19 Jahre alt, war er schon stark und kräftig wie eine junge Eiche. Aus seinen Augen sah Entschlossenheit, gepaart mit Herzensgüte und Offenheit hervor und nahmen gleich für ihn ein. Dabei fleißig, fromm und bieder glich er ganz seinem vortrefflichen Vater, der sich alle Mühe gegeben hatte, seinen Sohn nach dem Tode seiner Mutter zu einem ordentlichen Christenmenschen heranzubilden. Vier Jahre lang hatte er denselben in eine entfernte tüchtige Unterrichtsanstalt gethan, wo er den nöthigen Religions- und Schulunterricht empfing und hatte sich aus jener Anstalt manches herrliche, belehrende und erbauende Buch mitgebracht. —

Eines Abends nun, als der Onkel mit Joseph und Thomas bei einer Tasse Thee in der Gartenlaube saßen, sagte da der Onkel im Verlaufe des Gespräches: „Lieber Thomas, Du kommst mir so schnell nimmer von hier fort; Du mußt ein volles Jahr lang bei mir bleiben

und sehen, was es allerhand während einer solchen Zeit zu thun gibt. Du kannst ja dann noch lange genug Professor sein und Deine Schüler gelehrt machen. Ich habe schon alle Hoffnung aufgegeben, daß je noch einmal ein Hellbrunner zu uns an den Missi käme, aber nicht umsonst heißt ein Sprichwort: „Berg und Thal kommen nicht zusammen, wohl aber die Menschen.“ Ich habe schon öfter in meinen Briefen, die ich nach Hellbrunn geschrieben habe, den Vorschlag gemacht, das ganze Reisegeld zu zahlen, wenn sich ein paar junge kräftige Bursche von dort entschließen wollten, zu mir zu kommen und schlecht hätten sie es bei mir nicht gehabt, das darfst Du mir glauben, Thomas, allein es hat sich keiner dazu verstehen wollen, seine Heimath zu verlassen.“

Thomas verstand sich gleich auf des Onkels Vorschlag und schon des andern Tages schrieb er wieder heim und meldete seinen Eltern, daß er sich ein Jahr lang in Amerika aufzuhalten gedenke.

Was nun Thomas Tag für Tag allerhand getrieben hat, kann ich natürlich nicht ausführlich berichten, ich muß mich also begnügen, meinen werthen Lesern das Wichtigste davon mitzutheilen.

Schon in Deutschland, da er noch studierte, hatte er gar oft und gar zu gerne Bücher gelesen, worin von den Indianern, von den Büffeljagden und von den Pelzjägern, Waldläufern, Savannenbränden und dergleichen Dingen geschrieben stand und jetzt, wo unser Thomas in der Nähe jener Gegenden war, wo dergleichen vorkam, hatte er gar keinen anderen Gedanken mehr, als auch einmal einen Jagdzug zu unternehmen und schon seit einigen Wochen plagte er den Onkel und Joseph unaufhörlich mit ihm eine größere Partie in die Wildniß und in die Wälder und Savannen zu machen, aber stets hatten es Beide abgeschlagen unter dem Vorwande, sie hätten zu viel zu thun und ihre Anwesenheit zu Hause wäre zu nöthig, als daß einer von ihnen oder gar alle Beide einige Tage entbehrt werden könnten, be-

sonders in jetziger sommerlicher Zeit und hatten ihn auf später vertröstet.

Endlich eines Abends, als sie wieder gemüthlich beisammen in der Laube saßen, und ein leichtes Pfeifchen rauchten, um durch den Tabaksdampf die dort zahlreich herumfliegenden lästigen Insekten ferne zu halten, und nachdem Thomas auf's Neue, gleich einem eigensinnigen Kinde, den Onkel mit seiner Jagdpartie plagte und ihn an sein Versprechen erinnerte, sagte dieser endlich: „Nun, so sei es denn; damit einmal Dein innerer Plaggeist beruhigt wird, so will ich Joseph auf sechs Tage freie Zeit geben, und ich will sehen, was Du allerhand Schönes mitbringst von Deiner Jagd- und Erforschungspartie. Uebermorgen könnt ihr mit einander aufbrechen.“ —

Am folgenden Tage wurden nun allerlei verschiedene nothwendige Vorkehrungen zu dem Ausfluge getroffen und alles zusammengerichtet, was man mitnehmen wollte und unserm Thomas däuchte dieser Tag eine Ewigkeit zu währen; er konnte es kaum erwarten, bis es Nacht wurde, denn dem ungeduldig Wartenden vergeht die Zeit scheinbar immer dreifach so langsam. Als nun endlich die Sonne unterging und die fernen Berge von ihr mit einer wunderlieblichen Röthe übergossen wurden und prächtig glitzerten und funkelten und selbst das Wasser zu leuchten schien, da hatte er diesmal kein Auge für das so unbeschreiblich schöne und feierliche Schauspiel des Sonnenunterganges an einem heitern Sommerabende. Vor seiner irdischen Leidenschaft vergaß er die Wunder des Schöpfers. Kein Bischen Schlaf kam diese Nacht in seine Augen und er konnte es kaum erwarten bis der Tag anbrach. Die ganze Nacht hindurch dachte sein Geist nur darüber nach, was er allerhand Romantisches von solchen Streifzügen in den Büchern gelesen hatte und er hatte nur eine Sorge, nämlich daß ihm etwa keine Abenteuer begegnen könnten! So ist es schon manchem Menschen gegangen, welcher Bücher voll abenteuerlicher Geschichten oder Romane gelesen hat. Des

Menschen Geist wird davon angefüllt, weil diese Bücher in der Regel gar schön geschrieben sind, in der Wirklichkeit sieht die Sache aber nimmer so schön aus, als auf dem Papier und diese Erfahrung sollte unser Thomas auch bald machen.

Der Morgen brach endlich heran und wie ein freundliches Kindergesicht strahlte die Morgenröthe am Himmel. Thomas war schon eine geraume Weile im Hauptzimmer und marschierte dort ungeduldig auf und ab, bis endlich der Onkel und Joseph erschienen, nebst Garrik, ein Diener Maierhubers, welcher sie begleiten sollte, hauptsächlich um auf die Pferde Acht zu geben, wenn Thomas Kräuter sammelte.

Nachdem sie noch ein kräftiges Morgenessen eingenommen und der Onkel noch verschiedene zweckmäßige Ermahnungen gegeben hatte, begaben sie sich in die Hauskapelle, um vor der Abreise noch in einem frommen Gebete um Gottes Schutz zu bitten.

Thomas ärgerte sich zwar innerlich nicht wenig über diese unnütze Frömmelei, wie er es nannte und dachte, eine gute Büchse sei besser in der Gefahr als alle Gebete, jedoch um den Onkel nicht zu erzürnen schwieg er und behielt seine Gedanken für sich.

Unser junger Naturforscher meinte also auch, wie jener Bauer, der einmal gesagt hatte: Doppelt düngen sei mehr werth, als doppelt beten und ohne Düngen nütze das Gebet doch nichts.

Allein derlei pfiffige Leute vergessen etwas, nämlich daß Gott niemals gesagt hat, daß der Mensch nur beten solle und für alles Uebrige werde dann er sorgen, denn sonst hätten's die Leute gar bequem, wenn sie alles nur herbeizubeten brauchten, was ihr Wunsch und Wille wäre. Gott hat ganz anders gesprochen, nämlich: „Thue Du das Deinige, dann werde ich das Meinige thun.“

Der Mensch darf also die Hände nicht müssig in den Schoß legen, sondern er muß arbeiten. „Im Schweiße des Angesichts sollst Du Dein Brod essen.“

Aber neben dem Arbeiten und neben all seinem Treiben soll er des Gebetes nicht vergessen und sich nicht, wie leider so viele Menschen, einbilden, das Erträgniß seiner Felder und sein Vermögen habe er nur sich allein zu verdanken.

Wie sehr an Gottes Segen alles gelegen ist, das hat jener pfiffige Bauer, der lieber doppelt gedüngt und dafür gar nimmer gebetet hatte, bald nachher auch erfahren. Zwei Jahre lang machte er wirklich eine sehr gute Ernte und überlegte schon freudig in der Stille, was für neue Aecker er im Spätjahr kaufen wolle, da brach aber plötzlich unter seinem Vieh eine Seuche aus und binnen vier Tagen hatte er kein lebendes Stücklein mehr.

Jetzt gingen dem Bauer auch wieder die Augen auf und er sah ein, daß Gott sich nicht verhöhnen lasse und Mittel und Macht genug habe, auf allerlei Weise den Hochmüthigen oder Höhnenden zu züchtigen.

Fünftes Kapitel.

Der Savannenbrand.

Zur großen Freude von Thomas ging es endlich nach herzlichem Abschiede von der Ansiedlung weg dem Walde zu. Sie hatten sich für alle Fälle gehörig vorgesehen. Voran ritten Thomas und Joseph auf zwei vortrefflichen Pferden; jeder war mit einer guten, doppelläufigen Büchse, mit einer Pistole und einem langen, zweischneidigen Stoßmesser oder Hirschfänger bewaffnet. Sie hatten lauter Kleider aus Büffelleder an und selbst die Kappe, welche man wie eine Kapuze über den Kopf ziehen konnte, war von Leder. Hinter ihnen folgte eben=

falls zu Pferde und auf die nämliche Weise gekleidet Garrik, der Diener, der außerdem noch ein anderes Pferd mit sich führte, welches mit Decken, mit Körben, die mit Lebensmitteln aller Art angefüllt waren, sowie mit einem Spiritusfäßchen und andern Dingen für den verschiedenen Gebrauch unserer Reiter beladen war.

Sie ritten ziemlich scharf dahin, so daß sie schon, ehe zwei Stunden vergangen waren, keine Spur mehr von der Flußstadt sahen und bald darauf befanden sie sich im stark gelichteten Walde, durch den sie, immerfort gegen Westen reitend, den Savannen zueilten.

Jetzt sollte Thomas die Erfahrung machen, daß die Sache bisweilen ganz anders kommt, als man sich das Ding gedacht oder geträumt hat.

Ohne ein Pferd zu haben, ist das Reisen im Westen von Amerika fast rein unmöglich, denn es kommt gar mancherlei vor, dem man nur mit Hülfe des schnellen Pferdes entgehen kann.

An Wegen oder Straßen, wie man sie überall bei uns hat, ist dort gar nicht zu denken, sondern der Reisende geht entweder den Flüssen entlang, oder er verläßt sich auf die Führer, oder er richtet sich nach dem Stande der Sonne, wonach er die Zeit und die Richtung ganz genau bestimmen kann.

In der ersten Hälfte des Tages ging es Thomas und seinen beiden Begleitern noch so leidlich, denn in der Nähe der Ansiedlungen sind die Wälder ziemlich ausgehauen und Onkel Maierhuber hatte sich manchen hübschen Baum aus den nächsten Wäldern geholt, so daß man keine große Mühe durchzukommen hatte, aber Nachmittags hielt es schwieriger und obgleich man immer die lichtesten Stellen aussuchte, kam man doch öfter in das Gestrüpp, und jetzt zeigte es sich, wie zweckmäßig die Lederkleidung und die ledernen Pferdedecken waren, denn andere Kleider würden in Kürze in tausend Fetzen sein. Gegen Abend hörte das strüppige Unterholz oder die Gesträuche auf und Garrik, der mit der Eigenheit des Landes ziemlich bekannt war,

wußte die Reiter nun ganz gemächlich durch den Wald zu führen.

Mit Thomas hatte übrigens Joseph seine rechte Noth; kaum sah er zum Beispiel eine neue Pflanze, so wollte er auch schon absteigen, um sie abzubrechen, oder wenn er einen Vogel sah, so meinte er, es könne gar nicht anders sein, als er müsse ihn schießen und erst nach vieler Mühe brachte es Joseph endlich dahin, daß ihm sein naturforschender Freund endlich das Versprechen gab, erst auf der Heimkehr an's Sammeln zu denken.

„All das Nämliche findest Du ja auch auf dem Heimwege wieder, wo wir uns etwas mehr Zeit dazu nehmen können," sagte Joseph zu ihm, „zu was wollen wir uns also jetzt schon unnöthig aufhalten und das Pferd so lange die Lasten schleppen lassen. Man muß nicht gleich im Anfange Alles haben wollen, sonst kann's einem passiren, daß man zuletzt alles verliert oder für das Schönere keinen Platz oder kein Gefühl mehr hat."

Auf diese Weise redete Joseph zu unserm Thomas, bis dieser sich beschwichtigte. Als aber gegen Abend nicht weit von ihnen ein schwarzer Bär aufsprang und davonlief, konnte sich Thomas nimmer mäßigen. Hastig riß er die Büchse von der Schulter, legte an und war eben im Begriffe zu schießen, als noch zur rechten Zeit Joseph ihn am Arme packte und heftig ausrief: „Um Himmelswillen Thomas, schieße nicht, sonst kommt uns eine ganze Rotte über den Hals, denn diese Thiere leben meistens beisammen und wo das auch nicht der Fall ist, so ist ein Kampf mit Einem immer etwas Gewagtes, wenn man nicht mit dem ersten Schusse das Thier tödtet."

„Geh', sei doch gescheit," sagte ziemlich mißvergnügt Thomas, wobei er jedoch den Hahnen seiner Büchse wieder in Ruhe setzte, „ich habe ja oft genug gelesen, wie die Jäger und Indianer des Westens den Bären noch jedesmal erlegten und seinen kostbaren Pelz erbeuteten und noch einen delikaten Bärenschinken dazu erhielten. Es wäre doch komisch, wenn wir zu Dritt nicht über

den Bären Meister geworden, selbst wenn ich fehlgeschossen hätte. Du bist zu ängstlich, Joseph und auf diese Weise bringen wir wenig nach Hause und werden höchstens noch ausgelacht. Bei uns in Deutschland kennt man ein Sprichwort, das heißt: „Nur dem Muthigen lächelt das Glück."

Auf diesen Vorwurf erwiederte, ohne im mindesten erzürnt zu sein, kopfschüttelnd der wackere Joseph: „Ich kenne Dein Sprichwort wohl, lieber Thomas, es ist auch bei uns in Amerika bekannt, denn derlei Redensarten fliegen wie Flaumfedern überall in der Welt hin, aber ich weiß auch noch ein anderes und wenn ich mich nicht irrre, so heißt es: „Wer sich muthwillig in die Gefahr begibt, kommt darin um." Du kennst eben die Gefahr nicht, darum läufst Du ihr blindlings entgegen, aber einen amerikanischen Bären schießt man nicht so leicht, wie einen Hasen. Du kennst den schwarzen Bären nicht aus der Wirklichkeit, sondern nur aus Deinen Romanbüchern und da steht denn immer darin, daß der Held des Buches über den Bären oder andere wilde Thiere Meister geworden ist und tausend Gefahren glücklich überwindet, allein, daß alljährlich auch gar manche Pelzjäger und andere Menschen auf ihren Jagden elend um's Leben oder um ihre ganzen Glieder kommen, gelt, davon steht freilich nichts in den Büchern. Da wird nur alles gar schön und interessant und aufregend hingestellt, so daß man oft meint, man müsse nur gerade aufpacken, eine Büchse kaufen und nach Amerika eilen, um auch Jäger oder Goldsucher oder so etwas dergleichen zu werden. Es gibt freilich auch einzelne Leute, die viele Jahre lang glücklich allen Gefahren entkommen und ihr Lebtag nur in den Wäldern, und in den Ebenen hier zu Land herumstreifen, um Bären und Biber und andere Thiere zu schießen und zu fangen. Sie verkaufen dann die Pelze, führen mit dem Gelde einige Tage ein lustiges Leben und kehren dann auf's Neue in ihre Wälder und Wüsten zurück, wo sie bald in Hütten, bald in Höhlen, bald auf Bäumen oder im Freien kampiren und

ganz glücklich dabei sind, nach ihrer Art und Ansicht nämlich, und die gegen eine Million Thaler, die man ihnen schenken würde, ihr gefahrvolles, herumziehendes Leben nicht aufgeben würden. Allein solche Leute, Thomas, sind wir keine. Wir wollen eine nützliche Lustpartie, aber keine Abenteurerfahrt oder Wildjagdpartie machen und wollen jede Gefahr zu vermeiden suchen, so viel wir können."

„Hm," sagte Thomas darauf verlegen, aber in äußerst leichtsinnigem Tone, „halb und halb magst Du Recht haben, allein aus dem Leben muß man sich gerade nicht so viel machen, sondern man muß dem Tode muthig in's Auge sehen, er hat dann Respekt und packt einen dann weniger an. Sterben müssen wir doch einmal, es ist also im Grunde genommen ganz egal, ob heute oder morgen. Heute roth, morgen todt, singen ja schon die Kinder." Und bei diesen Worten schnalzte er noch kräftig mit den Fingern, um zu zeigen, daß es ihm auch ganz Ernst damit sei, was er gesagt hatte und daß er sich ganz gleichgültig und philosophisch über das Leben hinwegsetze und den Tod so wenig fürchte, wie die alten Heiden, von denen er so oft gelesen hatte und die ihm so herrlich gefielen.

Obgleich Joseph vollkommen überzeugt war, daß Thomas innerlich ganz anders denke, als sein prahlerischer Mund aussprach, gab er doch ernst zur Antwort: „Nun hast Du auch ein wenig Recht, Thomas, aber nur ein wenig. Ja, der Christ soll allerdings den Tod nicht fürchten und wo es seine Pflicht ist, muthig demselben entgegen gehen, aber nicht wie die alten Heiden, sondern wie die Heiligen unseres Glaubens, nämlich für Gott und mit Gott und mit der festen Zuversicht auf den Heiland und seine Verheißung. Es kommt nicht darauf an, wann man stirbt, lieber Thomas, aber es kommt alles darauf an, wie man stirbt, und ob man den Tod nicht selbst leichtsinnig herausgefordert hat. Der Tod des Soldaten ist zum Beispiel ein ganz anderer und ehrenvollerer, als der Tod des Gaukelspielers, wel-

cher auf den Jahrmärkten herumzieht und plötzlich einmal vom hohen Seil herabstürzt und dahinstirbt, nachdem er noch zwei Minuten vorher schmutzige Witze gemacht hat. Wir haben Gott nicht nur über unser Leben, sondern auch über unsern Tod und seine Ursache strenge Rechenschaft zu geben, denn unzählige Menschen verkürzen sich selbst das Leben, bald auf diese, bald auf jene Art."

Jetzt kratzte sich Thomas an seiner Lederkapuze, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich will Dich nur nicht erzürnen, Joseph, sonst würde ich darauf Antwort geben, was ich davon denke und meine."

„Du erzürnst mich nicht, Thomas," erwiederte Joseph, „magst Du sagen was Du willst; es ist nicht jeder Mensch einerlei Meinung und dafür hat der Mensch den Mund, um gegenseitig seine Ansichten auszutauschen, auch willst Du mich ja mit Deinen Reden nicht beleidigen oder verhöhnen, darum sprich nur immerhin. Aber diesmal weiß ich schon im voraus, was Du sagen willst. Du hast keinen wahren Christenglauben mehr, lieber Freund. Der Vater und ich haben's schon oft gemerkt, allein schau, wenn man so, wie Du, schwankend und ein Zweifler geworden ist, so ist es doch besser, wenn man sich sicher stellt und an ein ewiges Gericht denkt, bevor es zu spät wird und die ewige Reue nichts mehr nützen kann. Nun, wir wollen jetzt davon still sein, aber vielleicht kommt eine Zeit und am Ende ist sie näher, als Du nur denkst, wo Dir Gott selber die Augen öffnet, daß Du wieder zu ihm hinaufblickst, als ein treuer Sohn zum geliebten Vater. Und nun bitte ich Dich noch, Thomas, begehe mir jetzt nur keine unvorsichtigen Streiche mehr und denke auch ein wenig an Deine Eltern. Sie haben Dich nicht deßwegen herübergelassen, damit Du hier Jäger werden und wilde Thiere jagen sollst; mein Vater und jetzt ich sind für Dein Leben verantwortlich, darum nehme es mir nicht in Uebel, wenn ich offen und frei zu Dir spreche."

Unter solchen und anderen Gesprächen war mittlerweile die Nacht hereingebrochen und die drei Reiter stie-

gen an einem hübschen, passenden Platze ab, um Nachtlager zu halten.

Thomas hatte Joseph und sich vielleicht alle aus großer Gefahr oder vor dem Tode errettet, denn der schwarze Bär und noch manche andere wilde oder giftige Thiere greifen selten den Menschen an, ohne daß sie gereizt werden. Sie bleiben entweder still auf ihrem Platze oder gehen ruhig des Weges weiter, werden aber äußerst wüthend, wenn man gegen sie zugeht und sie reizt oder schießt. Brummend springt dann zum Beispiel der Bär auf den Menschen los, schlägt ihn mit seinen gewaltigen Tatzen nieder und zerfleischt ihn. Denn es ist selten, daß das Thier auf den ersten Schuß getödtet wird, manchmal schüttelt es ein halbes Dutzend Kugeln unversehrt von seinem Pelz ab und der Jäger hat dann einen gewaltigen Kampf mit dem Messer mit ihm zu bestehen und unterliegt sehr oft darin. Es gehört schon ein lang geübter Jäger, eine sichere Büchse und eine genaue Kenntniß jener wenigen Stellen am Körper des Bären dazu, wenn der erste Schuß tödten soll.

Wir haben unsere drei Reiter verlassen, als sie im Begriffe waren, ihr Nachtlager zu bereiten. Ihre Pferde banden sie an Pflöcke, welche sie neben ihnen in den Boden schlugen; dann wurde ein Feuer angemacht und Holz zusammengeholt, um es die Nacht über brennend unterhalten zu können, nicht etwa wegen der Kälte, sondern um die wilden Thiere, welche insgesammt das Feuer scheuen, von einem unlieben Besuche abzuhalten und sich und die Pferde auf diese Weise zu schützen. Nachdem sie von den mitgenommenen Vorräthen ein kräftiges Mahl eingenommen hatten, holten sie ihre Decken, welche auf den Pferden lagen und nun ihre Betten bilden mußten und bald verkündete ein lautes Schnarchen und Schnauben, daß Menschen und Thiere mit einander um die Wette schliefen.

Nur Garrik wachte. Er hatte die erste Nachtwache, denn in jenen Gegenden muß in der Nacht abwechslungsweise Jemand wachen und namentlich immer darauf

besorgt sein, daß das Feuer nie auslösche. Es ist dort nicht so, wie bei uns in Deutschland, wo im Sommer ein armer Handwerksbursche hie und da im Freien, unter einem Baume, sein Nachtquartier halten kann, ohne befürchten zu müssen, das Opfer eines wilden oder giftigen Thieres zu werden.

Die Nacht verging ruhig und es fiel nichts Besonderes vor; nur bisweilen drang das ferne Geheul eines Wolfes oder sonst eines Thieres durch die zauberische Stille der Nacht und erfreute das Ohr des Thomas, als die Reihe der Wache an ihn kam.

Ihm kam dieses einsame Nachtlager in der herrlichen Mondscheinnacht und der Ruf und das Geheul der Thiere äußerst romantisch vor und als unsere drei Reiter am Morgen wieder aufbrachen, hatte Thomas schon ein halbes Gedicht fertig, über eine Nacht in der Wildniß!

Auch der zweite Tag verging, wie der erste, ohne daß ihnen ein besonderes Abenteuer aufgestoßen wäre. Thomas hatte jetzt reichlich Gelegenheit, die Verschiedenheit der deutschen und amerikanischen Natur zu betrachten. Schmetterlinge, Hirsche, Füchse, Vögel und dergleichen sah er wie bei uns auch, nur weit zahlreicher und verschiedenartiger, allein außerdem erblickte er auch ungeheure Schlangen an der Sonne liegend und Raubthiere mancherlei Gattung da und dort aufspringen und davonjagen. An den Bäumen kletterten oft zahlreiche Affen und die Papageien vollführten ein ohrzerreißendes Geschrei.

Am dritten Tage gestaltete sich die Natur wieder anders. Jetzt waren sie endlich auf den Savannen angekommen. Die Savannen sind eine Art von Wiesen, oft hundert Stunden groß, auf welchen nichts als Gras wächst, das oft mehr als Manneshöhe erreicht. Nur selten zeigt sich in diesen ungeheuren Grasebenen ein Fluß oder Hügel und Berge, niemals aber trifft man ein Haus darauf an, denn auf den Savannen können nur die Thiere wohnen und leben. Nun

zogen unsere Reisenden ihren Lederanzug ab und behielten nur die ledernen Reiterstiefel an und statt der Lederkleidung zogen sie jetzt ganz leichte Sommerkleidung von starkem Kattun und Zwillich an und setzten einen breitkrämpigen Hut auf, der sie vor der Sonne etwas schützte. Sie mochten jetzt etwa vierzig Stunden von der Flußstadt entfernt sein, denn ihre kräftigen Pferde trugen sie, trotz öfterem Halten, rasch durch dünn und dick.

Die Savannen sind nun die eigentliche Heimath der meisten Thiere; wenn das Gras darauf noch jung und grün ist, so kommen zum Beispiel Büffelheerden von fünf- bis zehntausend Stück zusammen dahergesprengt und weiden es ab. Diese Büffel sind verwilderte Ochsen und Kühe, welche von den Europäern nach Amerika gebracht worden sind und die sich in der Freiheit seit ein paar hündert Jahren auf viele hundert Millionen Stück vermehrt haben. Es sind grimmige Thiere und die Jagd auf sie ist äußerst gefährlich, wird aber dennoch mit Leidenschaft betrieben, denn das Fleisch ist sehr gut und die Haut nützlich. Man glaubt kaum, daß sie von unsern nützlichen, zahmen Hausthieren abstammen sollen und doch ist es so.

Es geht übrigens mit dem Menschen ähnlich; ist er sich, besonders frühzeitig, selbst überlassen und ohne Leitung oder bekommt er keine rechte Erziehung, so artet er auch aus und wird wild und roh und wüst, wie die Büffel und bisweilen verwildert er so arg, daß man oft kaum mehr glauben sollte, es sei noch ein Mensch.

Wie würde es erst sein, wenn die wilden Menschen nicht durch Gesetze noch so ziemlich in Schranken gehalten würden?

Außer den Büffelheerden kommen auch zahlreiche wilde Pferdeheerden auf die Savannen, auf die ebenfalls von den Ansiedlern und Indianern stark Jagd gemacht wird, aber nicht um sie zu tödten, sondern um sie mit Wurfschlingen zu fangen. Kurz diese unabsehbaren Wiesenstrecken sind gleichsam der Thiere Ländereien, wo sie die Herren spielen. Tausenderlei Thiere aller Art

und Gattung, kleine und große, leben in den Savannen, theils friedlich, theils im ewigen, tödtlichen Kampfe gegen einander und strolchen, wie die Vagabunden, kreuz und quer nach allen Richtungen darauf umher.

Aber noch mehr als die Kugel, die Schlingen und Fallen der Menschen und mehr als der scharfe Zahn oder der tödtliche Biß der Raubthiere, werden die Thiere der Savannen von einem andern Feinde millionenweise getödtet. Wenn nämlich die Sonnenhitze, die auf diesen ungeheuren Grasfluren oft entsetzlich ist und die durch nichts gemildert wird, das hohe Gras ganz ausgedörrt hat, so entzündet es sich außerordentlich leicht und schnell von sich selbst und rasch wie der Blitz greift es um sich, über die ganze Ausdehnung, wenn keine Hügel oder Flüsse darinnen sind, so daß in ein paar Stunden die ungeheuren, tagelangen Savannen niedergebrannt sind und das Feuer verzehrt nicht nur das letzte Gräslein, sondern es tödtet jedesmal viele Millionen Thiere jeder Art, welche sich darauf befinden und wehe dem Menschen, der zufällig bei einem solchen Brande auf den Savannen ist, denn er ist meistens unrettbar verloren.

Wenn dann alles niedergebrannt ist, wachsen allgemach wieder von Neuem Gras und Blumen empor und bilden wieder eine Zeit lang gleichsam einen prächtigen grünen und farbigen Teppich, einen herrlichen, großen und blumenreichen Grasgarten; und was von den Thieren entkommen war, sammelt sich wieder und vermehrt sich außerordentlich schnell und so blüht das Leben auf den Savannen wieder frisch empor bis auf's Neue das Feuer hereinbricht und alles zerstört und somit auch hier den Spruch bewahrheitet:

„Was da lebt und schwebt auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.“

Also, wie bereits gesagt, unsere guten Freunde Thomas, Joseph und Garrik befanden sich ebenfalls auf den Savannen und ermüdet von der Hitze des Tages lagerten sie sich in's Gras, und banden die Pferde nur

leicht mit den Riemen an Pflöcke. Es mochte etwa um die Mittagszeit des dritten Tages sein und Joseph hatte die Absicht, nach dem Essen wieder langsam heimwärts zu reiten und auf dem Rückwege sich etwas der Jagd zu widmen und Thomas Pflanzen, Thiere und dergleichen sammeln zu lassen.

Sie waren eben im Begriffe einen der Körbe mit Lebensmitteln seines Inhaltes zu entledigen und sprachen schon von der Rückkehr, als auf einmal die Pferde eine ganz besondere Unruhe verriethen und mit ängstlichem Wiehern an den Riemen rissen.

„Was wohl die Thiere wittern mögen, möchte ich wissen,“ sagte Thomas, indem er sorgfältig umherschaute, die Büchse ergriff und sich schußfertig machte, „ich wette, es ist irgendwo eine wilde Bestie in der Nähe, welche unseren Braten schmeckt und sich selber einladen möchte. Aber Joseph, ich sage Dir diesmal im Voraus, ich schieße, sobald ich auch nur einen ungebetenen Schnabel sehe.“

Allein Joseph und Garrik kümmerten sich dieses Mal zu seinem Erstaunen wenig um die Rede ihres muthigen Reisegenossen, der an gar keine große Gefahr dachte. Sie sahen fern am Horizonte einen röthlichen Schein, wie bei uns etwa, wenn die Sonne auf- oder untergeht.

„Sonderbar,“ sagte Joseph, „mir ahnt nichts Gutes.“ Unterdessen legte Garrik bereits sein Ohr an den Boden und horchte aufmerksam, bis er plötzlich mit einem lauten Schrei aufsprang und ausrief: „Auf! Auf! Es ist keine Sekunde zu verlieren! Laßt alles liegen, was liegt und zu den Pferden. Es gilt das Leben! Die Savanne steht in Flammen und eine Heerde Büffel bricht gerade in unserer Richtung aus!“

Mit Windesschnelle sprangen sie zu den Pferden, aber schon hatte die vereinte, verzweifelte Gewalt und Todesangst von Garriks und dem freien Pferde, welche zusammengebunden waren, den Pflock abgerissen und noch ehe Garrik es vermochte, sie zu ergreifen, rissen sie mit

Sack und Pack aus und eilten in ungeheuren Sätzen davon, denn die Thiere wittern die Gefahr eher und besser, als die Menschen.

Thomas und Joseph konnten sich noch rechtzeitig in den Sattel schwingen und Joseph, welcher einen stattlichen, kräftigen, dunkelbraunen Hengst ritt, rief Garrik zu aufzusitzen, der in einem Satz auf dem Rücken saß und es bedurfte keiner weiteren Anstrengung, die Pferde zur Eile zu mahnen, sie flogen wie die Kugel aus dem Rohre dahin und trotz der doppelten Last hielt der Hengst fast gleichen Lauf mit Thomas Pferd.

Kein Wort wurde geredet, der Schrecken hatte Jedem fast die Zunge gelähmt und es war überdies jetzt auch keine Zeit zum Reden.

Die Reiter überließen sich diesmal ganz dem Instinkte ihrer Thiere, das Beste, was sie in einem solchen Falle in unbekannter Gegend thun konnten. So gallopirten sie etwa eine volle Stunde dahin und jagten in Wirklichkeit mit dem Tode um die Wette und die drei mochten wohl manchen Hülferuf stille und aus tiefstem Herzen zu Gott emporgesendet haben, denn in jenen Augenblicken, wo man ganz deutlich und leserlich vor Augen sieht und fühlt, daß keine menschliche Macht, sondern nur die Allmachtshand Gottes zu retten vermag, da wendet sich auch der größte Frevler und Gottesläugner und Himmelsspötter zum Vater im Himmel und bittet flehentlich um Verzeihung und Barmherzigkeit und Hülfe und verspricht ein besseres Leben und festeren Glauben, wenn er ihm diesmal helfen würde.

Dem Thomas troff der natürliche Schweiß, vermischt mit dem Todesschweiße der Furcht, in dicken Tropfen vom Leibe herunter, und mehrmals jammerte er laut zum Himmel: „Ach Gott und Vater hilf! O wäre ich doch niemals in diese Gegend gekommen!“

Aber es schien, als wenn sie ihr Leben auf den Savannen lassen müßten, denn schon fühlten sie sehr deutlich den Boden hinter sich zittern, als ob Tausende und Tausende von Hufen ihn zerstampften. Schon ver-

nahmen sie das ferne Gebrüll der zahllosen Büffelheerden und dazwischen tönte das durchdringende Geheul der Pantherthiere. Aber diese Töne kamen unserem Thomas jetzt lange nicht mehr so romantisch vor, als am vorigen Abend während der Nachtwache und es fiel ihm auch nicht im mindesten ein, sein Gedicht zu vollenden.

Die Luft wurde bereits schwer und drückend und schon leckten die Flammen deutlicher in der Entfernung von etwa drei Stunden hinter ihnen her. Aber diese Entfernung war fast gar keine, denn das Flammenmeer ist schneller vorwärts als die Eisenbahn.

Die schnellfüßigsten Thiere, wie z. B. die Hirsche und Rehe, eilten schon unsern Todesreitern voraus und gleich darauf sprangen auch Wölfe und Pferde und Antilopen und Panthertiger wie Pfeile vorüber, ohne daß sich eines um das andere kümmerte. Hie und da mischte sich selbst schon ein Büffel oder ein wildes Pferd unter die flüchtige Menge.

Donnernd brausend kam die Masse der schweren Büffel immer näher. In zehn Minuten mußten die Reiter von dieser ungeheuren Menge niedergerissen und zerstampft sein! Zum Unglück konnten jetzt auch die Pferde nimmer weiter. Sie waren den ganzen Vormittag in Bewegung gewesen und nun erschöpft, und doch war eine Erholung, ein Warten von nur fünf Minuten dem Tode gleich, der übrigens ohnehin drohte.

Joseph empfahl dem Herrn seine Seele und auch Thomas hörte man nun halblaut zum Himmel flehen, vielleicht willenlos, kaum wissend, was er that, aber er betete. Schon wollten die Rosse nicht mehr weiter, im nächsten Augenblicke mußten sie zusammensinken; da in diesem verzweiflungsvollen Momente rief Garrik plötzlich: „Schnell herab vom Pferd, gebt eure Tücher und alles was schnell Feuer fängt her! Werft alles auf einen Haufen zusammen. Aber schnell, schnell! Um Gotteswillen schnell.“

Mit dem Triebe der Selbsterhaltung wurde blindlings dem Rufe Folge geleistet; wie ein Schiffbrüchiger

im Wasser nach jedem Balken greift, um sich noch eine Zeit lang über demselben zu erhalten, so that man, was geheißen war.

Zum Disputiren war jetzt keine Zeit. Gab es noch ein Mittel, so durfte es nicht unversucht bleiben.

Während Thomas und Joseph ihre Halstücher und Taschentücher, ihre Hemden und was irgend leicht brannte auf einen Haufen warfen, hatte inzwischen Garrik mittelst eines Pistolenschusses ein Stückchen Schwamm angezunden und damit eine Hand voll trockenes Gras in Brand gesteckt. So viel sie nun in der Eile eraffen konnten, rissen sie Gras ab und trugen dürren Büffelmist, der rings umher lag, zusammen, warfen die entbehrlichen Kleider darauf und bald schlug eine helle Flamme empor.

Indessen kam wie ein Gewitter die ungeheure Masse der flüchtigen Büffel und Pferde herangebraust und als sie nun auch ein Feuer vor sich sahen, brüllten sie vor Wuth und Schrecken, daß es durch Mark und Bein ging und sie stemmten und schoben sich gewaltig zusammen, aber ohne, wie Garrik gehofft hatte, ihre Richtung zu verändern, und das Fünkchen von Hoffnung, welches bereits in den Herzen unserer Flüchtlinge emporgeglüht hatte, erlosch auf's Neue, da sie sahen, daß die gräßliche Heerde immer näher und näher kam. Schon konnte man deutlich ihre Hörner, ja selbst den weißen Schaum erkennen, welcher vor Angst und Zorn über ihre Brust herabfloß.

„Herr, erbarme Dich unser," sprach nun Joseph aus tiefer Brust, „Dein Wille geschehe! Lieber Vater, lebe wohl."

Aber plötzlich krachte es und es sprudelte eine Feuerflamme empor, wie wenn ein Pulverthurm in die Luft gesprengt worden wäre. Garrik hatte seine Branntweinflasche in das Feuer geschleudert nnd dazu noch die große Spiritusbüchse, welche Thomas auf seinem Pferde bei sich hatte, um Schlangen darin aufzubewahren und dies hatte jene starke Explosion verursacht und nun sahen die drei Männer, wie die vordersten Büffel dadurch erschreckt

sich links seitwärts wandten und über die Savannen sprengten. Eine gewaltige Menge Thiere wurden zwar bei dieser raschen Wendung erdrückt und stürzten nieder, aber eine andere Richtung war jetzt gegeben, die Bahn war jetzt eine andere geworden, und die hinteren drückten den vorderen nach und blindlings eilten sie über die Körper der niedergestürzten Gefährten hinweg und jagten davon.

Der ersten Gefahr waren unsere Reiter nun entronnen, aber nun drohte die zweite. Der Brand war inzwischen mit Riesenschritten vorgedrungen. Die ganze Savanne brannte hinter ihnen lichterloh und die Flammen wälzten sich mit der Schnelligkeit des Windes gegen sie heran.

Die Pferde hatten sich nun wieder etwas verschnauft und da sie nun auch sonst durch die herabgeworfenen Gepäcke und Decken etwas weniger zu tragen hatten, so schwangen sich nun unsere Freunde wieder darauf, und vergaßen in aller Eile ihre Büchsen mitzunehmen, welche sie weggeworfen hatten, als sie Gras und Mist sammelten.

Sie sprengten nun den Büffeln nach und die Rosse boten noch einmal alles auf und strengten ihre letzten Kräfte an, um zu entkommen und eine sichere Stelle zu erreichen, ehe das Feuer sie ergriff.

Plötzlich sahen die Reiter einen Theil der Heerden verschwinden, ein Zeichen, daß sie in eine tiefe Schlucht gesprungen waren, das war nun zwar wieder ein neuer Strahl von Hoffnung, aber es konnte ebenso gut auch nur ein Wechsel der Todesart sein, denn war die Schlucht tief, so kamen sie, zehn gegen eines zu wetten, bei dem Sturze um's Leben.

Jedoch es schien kein anderer Ausweg offen und unter Furcht und Hoffnung kamen sie dem Abhange immer näher.

Die Pferde waren nicht mehr zu halten; es schien, als ob sie ebenfalls die Hoffnung fühlten und auf einmal setzten sie den Abhang hinunter und unsere Reiter

verloren durch den Sturz im ersten Momente die Besinnung.

Der erste, der wieder zu sich selber kam, war Thomas. Die Höhe ihres Falles betrug über zwanzig Fuß, aber der Boden war eine weite Strecke der Schlucht entlang mehrere Fuß tief mit todten Büffeln und Pferden bedeckt und die weichen, elastischen Körper dieser Thiere hatten den Fall der Reiter gemildert, der ohne dieses sonst schwerlich ohne erhebliche Verletzungen geschehen wäre, oder vielleicht dem einen oder andern den Tod gebracht hätte. Auch die größte Masse die flüchtigen Heerden war entkommen und wie es schien war nur der Vortrab durch den Sturz getödtet worden, und die anderen waren über die elastischen Körper hinweggeeilt und hatten die andere Wand der Schlucht an einer abschüssigen Stelle erklettert und sich auf diese Weise gerettet.

Der Brand verfolgte diese Thiere zwar auch jenseits der Schlucht und zerstörte die dortigen Savannen, denn nachdem er sich am Rande der Schlucht gleichsam fast zu Tode gebrannt hatte, entstand ein Wind und derselbe trug an einer schmäleren Stelle die Feuerflocken darüber und das Zernichtungswerk begann von neuem, aber der Vorsprung, welchen die Thiere durch dieses Hinderniß, das dem Feuer in den Weg kam, erhielten, reichte hin, um die meisten in Sicherheit zu bringen. Etwa zehn Stunden jenseits der Schlucht entfernt durchfloß ein Fluß die Savannen, die Thiere setzten hindurch und am anderen Ufer, wo frisches Gras in reichster Fülle wuchs, sanken sie todesmüde nieder. Ueber den breiten Fluß konnte der Brand nicht.

Und wenn Du, lieber Leser, den ersten Tag nach diesem schrecklichen Ereignisse jene grüne Savanne über dem Flusse hättest sehen können, so würdest Du vor Verwunderung tief ergriffen worden sein.

Viele Tausende und abermals Tausende von Thieren aller Art lagen in Gruppen und Heerden zerstreut auf dem Boden; der Hirsch lag unbesorgt neben seinem

wüthendsten Todfeinde, dem Panther; der Wolf ruhte neben dem Rehe, dem er gewöhnlich nachstellt.

Es war ein Bild aus dem Paradiese. Keines that dem andern etwas zu Leide, alle reihten sich, fast unfähig die Glieder zu rühren, dicht aneinander. Der Todesschrecken hatte jeden Haß genommen und in der Freude über die Sicherheit schienen sie ihre wilde Natur ganz vergessen zu haben.

Aber dieser Zustand dauerte nicht lange. Gewöhnlich schon nach zehn oder fünfzehn Stunden, wenn sie sich verschnauft und erholt und das grüne Gras abgeweidet und durch einen Trunk gelabt haben, oder durch einen Regen erfrischt worden sind, so eilen die Hirsche und die edleren, schnellfüßigen Thiere wieder nach allen Seiten davon, denn sie kennen sehr gut die Gefahr, welche ein langes Warten ihnen bereiten würde, und bald nachher machen sich dann auch die wilden Raubthiere auf, um wieder ihrer gewohnten mörderischen Beschäftigung nachzugehen. Der Todesschrecken wird vergessen und wild, wie sie vorher gewesen sind, bleiben sie auch nachher. Gerade wie bei den Menschen. Auch die Büffel und wilden Pferde sammeln sich wieder zu Heerden und beginnen auf's Neue ihr Wanderleben.

Thomas sah dieses Schauspiel freilich nicht, aber ich habe es Dir, geliebter Leser, mitgetheilt, damit Du weißt, wie es in den Savannen zugeht und daß Du froh sein darfst, in einem Lande zu leben, wo Du sicher bist vor den vielerlei Gefahren, welche die Menschen und Thiere in dem größten Theile der übrigen Welt auszustehen haben.

Inzwischen waren auch Joseph und Garrik aus ihrer Betäubung erwacht und lobten Gott wegen ihrer Rettung. Das Pferd von Thomas erholte sich bald wieder und konnte über die Büffel hinweg nach einer freien Stelle der Schlucht geführt werden, aber der wackere Hengst Joseph's war unter der doppelten Last seiner Reiter so böse auf einige Büffelköpfe aufgefallen, daß an kein Aufkommen mehr zu denken war.

Um das edle Thier nicht längerem Schmerze preiszugeben, bat Joseph den Garrik, durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende zu machen und seine Leiden abzukürzen, denn er vermochte es nicht über das Herz zu bringen, das Pferd, welches so unermüdlich mit ihnen dahingesprengt war und das im Augenblicke der Rettung das Opfer wurde, selbst zu tödten.

Während Thomas und Joseph weiter gingen, lud Garrik seine Pistole, hielt sie vor den Kopf des Thieres, aber als er den Blick des Pferdes wie bittend auf sich gerichtet sah, welches nicht im Geringsten vermuthete, daß es für seine aufopfernde Treue den Tod erleiden müsse, sondern vielleicht unbewußt Hülfe hoffte, da brachen Thränen aus seinen Augen und er umschlang den Hals des Thieres und drückte und herzte es, als wenn er dem Pferde dadurch den Tod versüßen oder zeigen wollte, daß nicht Undankbarkeit, sondern nur Mitleid die Ursache seiner Unbarmherzigkeit wäre und daß ihm sein Vorhaben schmerzlich genug sei.

Das Pferd ließ sich diese Liebkosungen ruhig gefallen und nachdem Garrik den Kopf desselben in die Höhe gehoben hatte, versuchte es mühsam durch Lecken mit der Zunge seine Freude und seine Dankbarkeit auszudrücken.

Armes Thier! Jetzt sah Garrik wohl ein, daß es ihm immer nur schwerer und zuletzt noch ganz unmöglich werden würde, es zu tödten; rasch erhob er sich daher, ergriff das Pistol, drückte ab und der Schuß ertönte.

Noch ein paar Mal zuckte das Thier im Todeskampfe konvulsivisch zusammen, dann rührte es sich nicht mehr. Es war todt.

„Verzeih' mir's Gott, ich konnte nicht anders," sprach Garrik, als er mit feuchten Augen den davongegangenen Jünglingen nachging.

Sechstes Kapitel.

Die Rast.

Unsere Reisenden waren nun gerettet, aber ein neuer Feind stellte sich jetzt ein, nämlich der Hunger. Wie wir gehört haben, so waren sie gerade im Begriffe gewesen, ihr Mittagsmahl zu halten, als sie vom Feuer überrascht worden waren, sie hatten somit seit dem Morgen nichts genossen und jetzt ging es bereits dem Abend zu. Zum Unglück war auch das Pferd mit den Vorräthen bekanntlich ausgerissen und vielleicht eine Beute des Feuers geworden. Ihr Rum, den sie in Fläschchen bei sich getragen, war in das Feuer geschüttet worden und so hatten sie von allen ihren mitgenommenen herrlichen Vorräthen kein Loth mehr übrig. Sie beschlossen daher, sich an einen Büffel zu machen und während Joseph inzwischen ein Feuer bereitete, ging Garrik und Thomas wieder eine kleine Strecke zurück, um von einem Büffel, der sehr gutes Fleisch besitzt, eines der tauglichsten Stücke abzuschneiden, was leicht anging, da die Büffel keiner ansteckenden Krankheit unterlegen waren und erst vor einer halben Stunde dem Tode verfielen, und bald brieten in der Flamme etliche Büffelbraten, und als sie nun wohl geborgen um das Feuer herumlagerten, bekam auch Thomas seine ganze gute Laune wieder und seine etwas leichtsinnige Natur erhielt wieder die Oberhand.

„Es dauern mich nur die prächtigen Büchsen, die wir weggeworfen haben und die guten Havanna-Cigarren, welche in unsern Taschen steckten und die nun das Feuer verraucht hat," sagte er ärgerlich, „wie wir nur auch so dumm sein konnten, die Sachen liegen zu lassen, ob wir eine halbe Minute früher oder später weggeritten wären, das hätte nichts ausgemacht. Jetzt gute Nacht Jagd."

„Aber Thomas! Thomas!" entgegnete ihm Joseph vorwurfsvoll, „wie kannst Du jetzt nur so unbesonnen

reden, da Du doch wußtest, daß selbst von einer einzigen Sekunde gar viel abhing und wir ja nicht voraus wußten, daß wir hier eine Schlucht treffen würden. Büchsen können wir immer wieder kaufen, aber das Leben nicht; das ist nicht so feil, wie Eier oder Kraut und Rüben. Sei Du froh, daß wir unser Leben gerettet haben und danke Du Gott, der uns so wunderbar geholfen hat."

Diese Worte schienen jedoch unserm Thomas gar nicht zu behagen, denn er verzog seine Lippen, wie ein schmollendes Kind und es zogen sich Falten auf seiner Stirne zusammen, denn in seinem spitzfindischen Hochmuthe sah er in ihrer Rettung jetzt, wo sie sicher saßen, durchaus nicht die wunderbare Hand des Allmächtigen, sondern er schrieb sie nur dem glücklichen Gedanken Garriks zu, daher erwiderte er:

„Ja, Du hast Recht. Die Hauptsache ist, daß wir gerettet sind und das verdanken wir dem gescheuten Einfalle von Garrik, der uns allen aus der Patsche geholfen hat. Ich begreife gar nicht, daß ich nicht schon früher auf die nämliche Idee gekommen bin; ich habe doch schon selber gelesen, daß sich zuweilen die Jäger und Indianer auf diese Weise gerettet haben. Aber, da kannst Du eben wieder recht deutlich sehen, Joseph, daß ich Recht habe mit meiner Philosophie und daß alles Gebet nichts hilft. Hätten wir, statt zu jammern und Stoßseufzer auszustoßen und statt zu beten mehr den Kopf beisammen behalten und nachgedacht, so wären wir jetzt auch sicher und hätten unsere Büchsen und unsere Sachen noch."

„O Du unverbesserlicher Philosoph, Du," rief jetzt halb lachend, halb verweisend und traurig den Kopf schüttelnd, Joseph aus. „Du hast ja jetzt selbst deutlich gesehen, daß durch die gräßliche Todesangst Deine Weisheit ausgelaufen ist, wie das Wasser aus einem Siebe. Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben und das Wissen, wodurch er sich die Naturkräfte dienstbar und so viele herrliche und nützliche Entdeckungen und Erfindun-

gen gemacht hat, aber dadurch ist der Mensch hochmüthig geworden und meint selbst ein Gott zu sein und sucht nur noch bei sich selbst Hülfe. Hast Du denn auch jemals gehört, daß der Allmächtige persönlich vom Himmel kommt, um dem einen Menschen auf diese und dem andern Menschen auf jene Weise zu helfen? Nein, das thut er nicht, aber er lenkt mit seiner unerforschlichen und allwissenden Weisheit die Naturkräfte nach seinem Willen und ebenso die Gedanken des Menschen. Und so hat er Garrik, diesem einfachen Arbeiter, der weder Bücher studiert, noch sich mit Grübeleien den Kopf zerbrochen hat, plötzlich seinen glücklichen Gedanken eingegeben, gerade in dem Augenblicke, wo alles verloren schien und hat auch so wieder das Sprichwort bewahrheitet: „„Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten.““

„Wir sind Dir, nächst Gott, großen Dank schuldig, Garrik,“ sprach Joseph weiter, indem er sich gegen den Diener wendete und ihm dankbar die Hand drückte, „und Du sollst sehen, daß ich Dir das mein Leben lang nicht vergessen werde. Nimm einstweilen mit den Worten vorlieb, die That soll später nachfolgen, wenn wir zu Hause sind.“

„Ihr müßt mich nicht beschämen, Herr,“ sagte gerührt der wackere Diener, „es war nichts Großes dabei. Dankt Gott allein, denn meiner Seele, ich weiß jetzt noch nicht so recht, wie ich eigentlich auf meinen Einfall gekommen bin. Ich hatte schon meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen gehabt, da kommt mir mit einemmal der Gedanke wie vom Himmel heruntergeweht, der uns gerettet hat. Ich will's euch nur gestehen, Herr, es war mir nicht recht geheuer; es mögen jetzt etwa vierzehn Tage her sein, da hab' ich meinem Zimmerkamerad, dem William, heimlich aus seinem Tabaksbeutel eine Hand voll Tabak genommen, denn meiner war vor der Zeit alle geworden. Ich hab' mir aus der Sache nicht viel gemacht, denn ich hab' ihm schon oftmals ausgeholfen und wir nehmen's nicht so genau mit

einander, aber jetzt, wo mich der Tod so fest am Kragen hatte, da fiel's mir heiß auf und es ist mir ganz grausig um's Herz geworden. Aber wenn ich dem William nicht sechsfach den Tabak wieder zurückgebe, so heißt mich einen Schurken, Herr! Und es soll mir auch dergleichen nie wieder passiren, denn ich hab' jetzt recht deutlich gesehen, daß wir keinen Augenblick vor dem Tode sicher sind, selbst nicht einmal beim Mittagessen. Ich will es unserm Herrgott Zeitlebens danken und der Mutter Gottes, daß ich meinen Fehler wieder gut machen kann."

So sprach der offenherzige und reuige Garrik, und gibt uns die Lehre, daß wir auch den geringsten Nebenmenschen niemals verachten sollen, denn es kommt oft im Leben vor, daß der ärmste Mensch, den wir verachtungsvoll anblicken und in unserm Hochmuthe für so wenig halten, als wie ein Grasbüschel, welches wir zertreten, oft das Werkzeug unserer Rettung, unserer Schande, unseres Verderbens, oder unserer Strafe werden kann. Garrik war ein Irländer von Geburt und also katholisch. Sein Vater und seine Mutter, welche einst ein Pachtgut in Irland besaßen, waren nach Amerika ausgewandert, weil ihr Gutsherr sie auf die miserabelste Weise gedrückt und von Monat zu Monat den Pachtzins erhöht hatte, da sie nicht vom katholischen Glauben abfallen wollten. Nach seiner Eltern raschem Tode kam der junge Garrik bald da, bald dort in Dienst, bis er in seinem zwanzigsten Jahre zu Herrn Maierhuber kam, dem er nun schon acht Jahre treu und eifrig diente und sehr in seiner Zufriedenheit stand, was schon der Umstand bewies, daß er ihn als zuverlässigen Begleiter seines Sohnes und seines Neffen auserwählte.

Als nun Garrik, wie wir gehört haben, sein Geständniß abgelegt hatte, nahm Joseph wieder das Wort und sprach:

„Du hast nun gesehen, Garrik, was das Vertrauen zu Gott werth ist und geb's der Himmel, das es jedes Mal die Menschen einsehen würden. Ich bin auch kein Betbruder, aber ohne Religion ist der Mensch wie ein

schwankendes Rohr, das vom Winde bald auf diese, bald auf jene Seite hingebogen wird, wie eben gerade der Wind weht. Ich will Dir keine Vorschriften geben, Thomas, und will Dir auch keine Vorwürfe machen. Du bist Dein eigener Herr und hast von Gott freien Willen, um Dich selbst zu entscheiden und es steht mir auch nicht zu, denn Du bist gelehrter als ich, aber an Gott glauben und zu ihm beten, ist doch gewiß keine Schande. Ich bin — aber was zum Kukuk machst Du denn, Thomas! He, Thomas! Ich glaube gar, er springt einer Kröte nach?"

Es war wirklich so, wie Joseph sagte. Schon bei den ersten Worten von Joseph hatte Thomas eine jener großen Kröten gesehen, wie sie nur in Amerika zu finden sind, und sogleich war sein Naturforschergeist wieder wach geworden und ohne weiter darauf zu hören, was Joseph redete, war er aufgesprungen und eilte der Kröte nach, um sie zu erhaschen. Es kostete ihm dies keine kleine Mühe, denn die Kröte machte große Sprünge und so oft er sie auch zu packen glaubte, so hüpfte sie ihm fast in den Händen wieder weg.

Aber trotz seiner Müdigkeit und seiner Mattigkeit und seinem leeren Magen, eilte Thomas ihr eine große Strecke weit nach, bis er sie endlich erhaschte, tödtete und nun freudestrahlend zum Lagerplatze zurückkehrte, indem er schon von weitem frohlockend ausrief:

„Das ist einmal ein Prachtexemplar von einer Kröte. Der Fang ist mir lieber, als das beste Faß voll Wein. Die wird jetzt in Spiritus gesteckt und hübsch mit nach Deutschland genommen und dort schenke ich sie der Universität. Die Herren Professoren werden sich freuen, wenn ich ihnen einen solchen dicken Kerl bringe."

Bei diesen Worten bekreuzte sich Garrik und rief halblaut aus: „Heilige Mutter Gottes bitt für ihn! Er ist verrückt."

Und auch Joseph schlug verwunderungsvoll die Hände über dem Kopfe zusammen und rief erstaunt aus:

„Hätt' ich meiner Lebtag so etwas gedacht. Jetzt denkt der schon wieder an die Naturforscherei und fängt Kröten, während wir kaum eben dem Tode entronnen sind. Es ist doch wahrhaftig wahr, wie das Sprichwort sagt:

„Je gelehrter, desto verkehrter."

Thomas! Thomas! Bist Du denn ganz von Sinnen? Was willst Du denn jetzt mit der Kröte anfangen? Weißt Du denn nicht, daß wir auch nicht einmal mehr einen Tropfen Spiritus haben? Mitnehmen kannst Du sie also nicht, denn bis wir zu Hause sind, verwest sie in dieser heißen Zeit hundertmal und verfault. Mit Deiner Fangerei ist's jetzt für diesmal vorbei."

Thomas, der mittlerweile herangekommen war, und der in seinem Eifer wirklich gar nicht daran gedacht hatte, daß sie keinen Spiritus mehr hatten, warf nun wüthend die Kröte hinweg und rief zornig aus: „Hole der Kukuk ganz Amerika! Nicht einmal eine lumpige Kröte kann man mehr fangen."

Dann legte er sich zornig neben das Feuer und stierte gedankenlos hinein; Joseph blieb ganz ruhig, um ihn seinen Aerger verdampfen zu lassen; auch war er viel zu zartfühlend, als daß er ihm eine Widerrede gegeben hätte. Thomas war freilich im Grunde genommen die Hauptursache an ihrer ausgestandenen Todesangst, an dem Verluste, der sie getroffen und an ihrer Lage insgesammt, aber was nutzten jetzt alle Vorwürfe? Und zudem, Gott hatte so wunderbar geholfen, daß es ungerecht gewesen wäre, mürrisch zu werden."

Er war vernünftig und nahm eben unsern studierten Freund, wie er war und nicht wie er sein sollte.

Aber bald sollten sie sich noch mehr über seine Launen verwundern.

Etwa eine viertel Stunde verging sehr stille und nur Garrik war eifrig um den Büffelbraten besorgt, als Thomas, dem nun neuerdings seine Laune wieder gekommen war, äußerst zufrieden ausrief, wobei er aber ganz gemächlich liegen blieb:

„Interessant ist aber ein solcher Savannenbrand doch, das wirst Du zugeben, Joseph, und meiner Treu, ich würde nicht tausend Gulden nehmen, wenn mir die Wahl blieb zwischen Geld oder Brand. Wie die wilden Thiere an uns vorbeisprengten, das war etwas Majestätisches! Ich will's mir recht im Kopf behalten, denn weißt Du, Joseph, ich mache ein Gedicht darauf und lasse es in die Zeitung setzen, wenn ich wieder nach Hause komme und es gibt mir auch einmal sonst viel Stoff zum Erzählen. Es ist doch schön, wenn man so etwas mitgemacht hat; das kommt nicht alle Tage vor und es freut einen noch in seinen alten Tagen."

Garrik wurde es bei diesen Worten fast unheimlich zu Muthe; es fing ihm nachgerade an, vor dem sonderbaren Menschen zu grauen und er schien jetzt allen Ernstes zu befürchten, er werde überschnappen, nämlich närrisch werden; denn viel schien ihm nimmer daran zu fehlen. Er konnte gar nicht begreifen, daß ein junger Mann, wie Thomas, der zu Haus Vater und Mutter hatte, so leichtsinnig reden konnte, kaum dem Tode entgangen und immerhin noch in trauriger Lage sitzend. Er wußte zwar, daß die Pelzjäger und Waldläufer sogar im Augenblicke des Todes noch witzeln, aber das waren eben Leute, die sich aus dem Leben nicht viel machen und die fortwährend in Todesgefahr leben, so daß sie dagegen ebenso gleichgültig werden, gleichwie ein Todtengräber sich auch nicht viel um die Thränen der Trauernden kümmert, da er dergleichen zu oft sieht. Aber bei Thomas war das ganz anders; bei ihm kamen ihm seine Reden geradezu sündhaft vor, doch behielt er seine Gedanken für sich.

Joseph dagegen aber sprach: „Ich begreife gar nicht, wie Du nur so reden magst, Thomas! Ich muß Dir offen gestehen, daß ich gerade nicht mit Vergnügen an die überstandene Angst denke, und behüte mich Gott, daß ich nicht noch einmal eine ähnliche erlebe. Jetzt läßt sich freilich gemüthlich von der Sache reden, da sie vorüber ist, aber wir sind noch lange nicht aus der Ge-

schichte heraus. Wir haben noch einen weiten Weg bis heim, und es kann uns doch noch allerlei passiren."

Thomas fühlte das jetzt auch, aber um den Gefährten zu zeigen, daß er sich nichts darum kümmere, fing er an die Melodie eines Studentenliedes zu pfeifen und kopfschüttelnd ließ ihn Joseph wieder gewähren.

Unterdessen war es allgemach Nacht geworden und da auch der Büffelbraten gar war, so fingen sie nun an, ihren Hunger zu stillen.

Es war freilich eine komische Mahlzeit; wie die Schneider oder die Türken saßen sie da mit überkreuzten Beinen und schnitten mit ihren langen Messern oder Säbeln Fleischstücke herab, welche sie dann in Ermanglung von Gabeln mit den Händen zum Munde führten und so mit Zähnen und Händen Stücke abrissen und abbissen, denn ihre Gabeln und Messer waren ja, wie wir wissen, durch das Ausreißen des Pferdes verloren gegangen.

Dem verwöhnten Magen von Thomas mußte es freilich nicht absonderlich behagen, eine solche rohe Fleischmahlzeit zu erhalten, ohne wenigstens einen guten Schluck Wein, oder einen Salat, oder mindestens Brod dazu zu haben.

Allein der Reiz der Neuheit und das Sonderbare ihrer Lage machte, daß er dieses vergaß und plötzlich brach er in ein lautes Gelächter aus und rief: „Jetzt wollte ich nur, es wäre ein Maler da, der mich hier so abmachte, wie ich zu Abend speiste; das gäbe einen Weltsspaß, wenn ich das Bild daheim meinen Bekannten und Kameraden zeigte. Ja, ja, der Mensch muß doch allerhand mitmachen, so lange er auf der Welt ist. Hätt' ich meiner Lebtag nicht gedacht, daß ich noch wie ein Wilder zu Nacht speise."

Selbst Joseph mußte nun herzlich lachen, ob seinem drolligen Freunde und auch Garrik wandelte nun ein Lächeln an, als er sah, wie sich Thomas abmühte, um das Fleisch abzubeißen und dabei die komischsten Grimassen schnitt. Der Anfang zur Munterkeit war nun ein=

mal gemacht und so fing nun Thomas, in der heitersten Laune von der Welt an, allerlei lustige Stücklein aus seinem Studentenleben zu erzählen und fast alle Augenblicke erscholl ein lautes Gelächter durch die Stille der Nacht dahin, und man hätte eher denken sollen, sie säßen gemüthlich in einer Kneipe beim Kruge Bier und am warmen Ofen beisammen, als draußen einsam in den Savannen von Amerika, umringt von tausend Gefahren.

Erst spät legten sie sich schlafen und Joseph sagte leise zu sich: „Es ist doch eine fidele Haut, der Thomas, und ein gemüthlicher Junge, wenn er nur auch ein wenig mehr Religion hätte, dann gefiele er mir recht wohl."

Wie zu Hause, so auch hier, verrichteten Joseph und Garrik stille ihr Nachtgebet zum Unterschiede von den Thieren, welche sich eben gerade ohne weiteres niederlegen und aufstehen. Thomas aber machte statt dessen sein Gedicht in Gedanken weiter fertig und darüber schlief er endlich ein. Gute Nacht!

Siebentes Kapitel.

Auf dem Heimwege.

Es war am Abende des zweiten Tages, nach der im vorigen Kapitel erzählten Begebenheit, da marschierten zwei junge Männer mitten in einem der großen und dichten Wälder, welche Amerika zum großen Theile bedecken, und säbelten gar oftmals das dichte Unterholz und Gestrüpp ab, welches ihren Marsch sehr beschwerlich machte und beträchtlich verlängerte, durch die Zeit, die auf dieses Geschäft verwendet werden mußte. Manchmal zeigten die Bäume Spuren, daß durch das Abhauen der Rinde früher hier einmal die Richtung des Weges bezeichnet

worden war, denn auf diese Art ist es in Urwäldern und in wenig betretenen Gegenden allein möglich, einen Weg zu bezeichnen. Aber sonst fand sich nirgends eine andere Spur, welche die Anwesenheit eines Menschen verrieth, und diese beiden Reisenden waren bereits den ganzen Tag über gewandert, ohne eine Blockhütte oder ein Haus anzutreffen, denn in jenen Gegenden findet sich nicht jede Nasenlänge ein Dorf oder ein Wirthshaus, wie bei uns. In kurzer Entfernung folgte ihnen ein anderer, noch ziemlich junger Mann, welcher ein Pferd, das anscheinend etwas hinkte, am Zügel führte und genau den Weg nahm, den die beiden andern bereiteten, offenbar um dem Pferde den Gang zu erleichtern.

Alle drei Männer waren in einer Kleidung, wie sie sich merkwürdiger nicht gedacht werden konnte. Sie trugen nämlich Reiterstiefeln ohne Sporen, die sie abgeschnallt hatten, um nicht in das Gestrüpp verwickelt zu werden; ferner dünne Beinkleider von Sommerzeug, schon theilweise zerrissen, so daß das nackte Fleisch an etlichen Stellen herausschaute und durch die Sträuche blutig geritzt war. Statt dem Rock oder der Weste, welche beide Gegenstände fehlten, trugen sie über dem Hemde ein Stück Büffelhaut, worein sie Löcher geschnitten hatten, so daß sie auch die Arme hatten hineinstecken können. Die Arme selbst waren ebenfalls mit Büffelhäuten umwunden und mit Riemen zusammengebunden und auf dem Kopfe trugen sie zerknitterte Hüte. Lumpiger und abenteuerlicher hat wohl selten ein Mensch jemals einen Anzug getragen.

Wahrscheinlich werden meine lieben Leser in diesen drei irrenden Rittern von der traurigen Gestalt bereits unsere bekannten Freunde von der Ansiedlung errathen haben. Sie waren es wirklich.

Nach jenem lustigen Abende, von dem wir im vorigen Kapitel erzählt, folgten sehr trübselige Tage. Am andern Morgen nämlich, als sie aufgewacht waren und Rath gehalten hatten, was zu thun sei, zogen sie vor allen Dingen einigen Büffeln die Häute ab, um sie ab-

zuschaben und am Feuer trocknen und dörren zu lassen, damit sie daraus einige Kleidungsstücke verfertigen konnten und Thomas, der zu Hause gar oftmals Thiere abgehäutet und ausgestopft hatte, konnte sich jetzt sehr nützlich machen. Lange konnten sie sich aber hier nicht aufhalten, und so vermochten sie nicht einmal mehr Büffelfleisch zu dörren, denn dies erforderte schon ein paar Tage Zeit, wenn es in dieser heißen Jahreszeit auf dem Marsche in der Sonnenhitze nicht verwesen sollte. Dazu kam noch eine andere Noth. Sie bemerkten jetzt erst, daß ihr Pferd durch den Fall verletzt sein mußte, denn es hinkte, allerdings nur unbedeutend, aber doch konnte es wenigstens in den ersten paar Tagen nicht zum Reiten benützt werden.

Am frühesten Morgen des zweiten Tages brachen sie nun quer über die abgebrannte Savanne auf und nahmen ihren Weg nach dem Stande der Sonne.

Aus dem jeweiligen Stande und der Richtung der Sonne, wissen nämlich die Bewohner jener Gegenden sehr genau die Zeit und die Lage der Gegenden zu bestimmen.

Eine unabsehbare Scene der Verwüstung lag vor ihnen, als sie aus der Schlucht hervortraten und auf die Savanne kamen. So weit das Auge reichte, war alles eine niedergebrannte, endlose schwarze Fläche, bedeckt mit den Gerippen und halbverbrannten Körpern von Thieren jeder Art.

Erst hoch am Nachmittage erreichten sie den Wald und man kann sich denken, daß das zehnstündige Laufen noch ermüdender und niederschlagender wurde durch die Langeweile des ewigen Einerleies der Landschaft, oder vielmehr des öden Bodens. So belebt die Savannen sonst waren durch Millionen Vögel, bunte Schmetterlinge, glänzende Käfer und Thiere aller Art, so grausig war jetzt der trostlose Anblick des schwarzen Leichenfeldes.

In der Nähe des Waldes, wo die Savanne sehr naß und morastig ist, hatte sich die Gewalt des Feuers gebrochen und sich mehr nördlich und westlich gewendet,

aber doch hatte die Hitze den Boden stark getrocknet. Am Saume des Waldes machten sie zwei Stunden Halt, und dann drangen sie noch ein paar Stunden weit in den Wald selbst ein, hungrig und müde. Wild hatten sie noch keines angetroffen und Thomas war in der letzten Zeit wieder ziemlich kleinlaut geworden.

Es ging nun schon stark auf die Nacht zu und die Wanderer sehnten sich ziemlich nach einer Mahlzeit und einem passenden Plätzchen, welches als Nachtquartier gelten konnte, obgleich sie auf Ersteres, wenigstens in Gedanken, für heute Verzicht leisteten.

Thomas schimpfte fortwährend über den ungebahnten Weg, auf dem sie alle Augenblicke entweder über eine Baumwurzel stolperten, oder in Schlinggewächsen hängen blieben. Er schnitt solche kuriose Grimassen, daß er dabei in seinem Hautanzug bisweilen vollkommen einer neuen Art von Affen gleich sah. Auf einmal blieb er verwundert stehen, weil er seinen Begleiter Joseph hell auflachen sah und neugierig und halb ärgerlich rief er aus: „Was lachst Du denn, Joseph? Theil's mir doch auch mit, warum Du lachst, denn ich möchte auch viel lieber lachen, als mich alleweil mit dem Gedanken herumplagen: was werde ich heute noch essen; wo werden wir schlafen und wann hat unsere Wanderschaft ein Ende? Ich glaube, meine Füße sind vom heutigen angestrengten Laufen so dick geworden, daß ich sie nimmer aus den Stiefeln herausbringen werde.“

„Ich muß lachen,“ erwiderte ihm Joseph, „weil Du gar so komische Gesichter schneidest, alle Augenblicke ein anderes; es brächte wahrhaftig ein Maler durch Deine einzige Person eine ganz originelle Porträtsammlung zusammen. Ich wollte nur, wir hätten einen Spiegel zur Hand, damit Du einmal hineinschauen könntest; aber schön sind wir angezogen, das muß uns der Neid lassen; wir könnten gute Vogelscheuchen abgeben. Uebrigens begreife ich gar nicht, daß Du unwillig bist, Thomas! Du hast ja jetzt, was Du immer gewünscht hast. Wir sind ja auf einmal Abenteurer der

ersten Klasse geworden, Du kannst nun selber einmal ein Buch darüber schreiben."

Unser Thomas aber schien auf einmal wieder alle Lust zu Abenteuern verloren zu haben, da er so tüchtig in der Klemme saß, und seufzend gab er seinem neckischen Gefährten zur Antwort: „Ich sehe jetzt wohl ein, daß derlei Geschichten sehr schön zu lesen sind, wenn man daheim hinter dem Glase sitzt, und sie sind auch angenehm zum Anhören, aber zum Mitmachen in der Wirklichkeit ist's ein ander Ding, oder es gehören wenigstens andere Leute dazu, als ich bin."

„Aber Du hast mir doch schon so oft erzählt, Thomas, daß große Gelehrte weit weg nach Afrika und in fremde Länder gegangen sind, unter die Wilden, und die größten Entbehrungen ertragen haben, und trotzdem die meisten darin oft schauderhaft um's Leben gekommen sind, so seien doch immer wieder neue Männer auf Entdeckungen ausgegangen, nur um aus Liebe zur Wissenschaft bisher unbekannte Gegenden kennen zu lernen. Bilde Dir jetzt ein, Du seiest auch so einer, Thomas! Vielleicht stärkt Dich das."

Freund Thomas, der sich auf diese Weise in seiner eigenen Falle gefangen sah, gab sich nun alle Mühe, sich zu vertheidigen und sagte: „Ich würde ja auch gar nichts darnach fragen und alle Strapazen geduldig ertragen, obgleich ich kein Erforschungsreisender bin, wenn wir nur wenigstens unsere Pferde und unsere Büchsen hätten und meine Apparate, damit ich auch sammeln könnte, aber so wie die Zigeuner herumstreifen, ist doch auch etwas gar zu entsetzlich."

Jetzt lachte Joseph auf's Neue und rief aus: „Du hast etwas bei Deiner Aufzählung vergessen, Thomas. Gelt, wenn wir unsere herrlichen Vorrathssäcke noch hätten mit dem feinen Wein und den andern Leckerbissen würde es Dir leidlicher vorkommen. Allein Spaß bei Seite, das ist es nicht, Thomas, was Dich empfindlich macht und warum Du so unwirsch bist, sondern es ist etwas anderes. Guck, wie Garrik so ruhig daher kommt, ohne

eine Miene zu verziehen; vor kurzem hat er ja sogar noch seine Lieblingsmelodie gepfiffen, als ob ihm nichts auf der Welt fehlte. Es fehlt wo anders bei Dir. Siehst Du, bei einem gemächlichen, gefahrlosen Leben in der Stadt, läßt sich leicht philosophiren und über Gott und den Tod spotten, da kann am Ende freilich die Philosophie viel Beruhigung geben, aber im Angesichte des Todes oder mitten in Gefahren und im Elend, da gewährt ein ergebenes Gebet weit mehr Trost und Beruhigung, als all euer gelehrter spitzfindiger Wortkram. Ich habe allen Respekt vor studierten Leuten, allein die Gelehrsamkeit ohne die Religion ist nur wie Scheingold, wie es die Komödianten auf dem Theater tragen und womit sie die andern Leute glauben machen wollen, es sei ächtes Gold; das Ding ist schön, aber es ist nicht viel werth.

Wenn man auf Gott vertraut und sich geduldig in seine Lage hineinfindet und dabei denkt, es sei sein Wille gewesen, so zittert man vor keinem Tode, weil man weiß, daß er uns erretten kann, wenn er es für gut findet, oder daß er uns im anderen Leben dafür verzeiht und belohnt, wenn wir seine Heimsuchung christlich ertragen haben.

Gedulde Dich, Thomas, und ertrage Deine Lage mit Ruhe. Gott hat uns gewiß nicht vor so augenscheinlichem Tode errettet, um uns hier vor Elend umkommen zu lassen; er wacht immer noch über uns und ohne seinen Willen kann uns kein Härlein gekrümmt werden. Ich sollte Dir das eigentlich nicht noch erst sagen dürfen; Du solltest dies alles besser wissen und verstehen, als ich, der ich nur wenig Religionsunterricht empfangen habe."

Diese Worte Josephs schienen jedoch auf Thomas wenig Eindruck zu machen, und mit einer Geberde des Widerwillens sprach er: „Das mag vielleicht theilweise wahr sein, was Du da gesagt hast, allein ich habe jetzt keine Lust zum Beten. Wenn Du meinst, das Beten nütze so viel, so bete und mache, daß uns geholfen wird,

und dann glaube ich vielleicht daran und bete ein ander Mal auch. Aber jetzt lasse mich in Ruhe, Du machst doch keinen Betbruder aus mir und es geht mir auch viel zu schlecht, als daß ich an's Beten denken mag."

Als Joseph sah, daß seine Trostworte nicht nur keinen Eindruck auf Thomas machten, sondern ihn vielmehr zu erbittern schienen, sprach er: „Sei nicht böse, lieber Freund! Schlage Dir doch Deine unnützen Gedanken jetzt aus dem Kopf, die Dir weder helfen, noch Dich trösten können. Denke, es ist eben jetzt einmal so und plage Dich nicht selber noch durch zornige und unwirsche Gedanken, sonst leidet man doppelt und alles kommt einem noch einmal so unerträglich vor. Ich habe ja nicht verlangt, daß Du jetzt die ganze Zeit über beten sollst. Ein frommer Gedanke, eine geduldige Ergebung und christlicher Muth ist auch ein Gebet. Wer nur haufenweis die Gebete aus dem Munde schüttet, und dabei sonst nicht gute Werke thut, der kann seine Gebete auch lieber bleiben lassen, denn zwei Heuwägen voller Gebete sind dann noch nicht einmal so viel werth, als eine zerbrochene Nähnadel. Auf's viel Beten kommt es nicht an, lieber wenig, aber aufrichtig und gut. Wenn wir unverzagt bleiben, so ist das ebenfalls ein Gebet, aber versündige Dich doch nicht durch ewiges Brummen. Gottes Wege sind unerforschlich, er ist nicht todt, sondern er lebt noch, wie auf den Savannen."

Thomas gab ihm hierauf keine Antwort und schweigend setzten sie noch eine Weile ihren Weg fort und waren eben Willens auf einem freieren Fleckchen, das sie wenige Schritte vor sich sahen, zu halten, um ein Nachtlager zu machen, als Joseph stehen blieb, unverwandt die Augen in den Wald richtete und plötzlich ausrief: „Gott sei Dank, ich glaube wahrhaftig, ich sehe dort Feuer durch die Bäume schimmern; wir wollen einmal darauf los; heißt das" — setzte er hinzu, indem er stehen blieb, um Garrik zu erwarten — „zuerst wollen wir einmal nachsehen, wer dort ist."

Als Garrik mit dem Pferde bei ihnen angekommen

war, bat er Thomas und Garrik sich ruhig zu verhalten, bis auf weiteres, dann arbeitete er sich vorsichtig und stille langsam bis in die Nähe, wo das Feuer war.

Sie hatten zwar in dieser Gegend keine Indianer zu fürchten, aber es streifen in den amerikanischen Wäldern sehr viele Banditen herum.

Endlich erblickte er an einer etwas lichten Stelle einen kleinen freien Raum, wie es deren überall in den Wäldern gibt, wo rings umher wenig Schlingkraut wuchs, und hier brannte zwischen Steinen ein lustiges Feuerlein und darüber hingen an einer Holzgabel prächtige Bärenschinken, deren Duft unserm hungrigen Joseph angenehm in die Nase stieg.

Neben dem Feuer lagen auf Bärenfellen zwei ziemlich bejahrte Männer, mit Kleidern, die sie sich zum hauptsächlichsten Theile selbst bereitet hatten. Sie bestanden aus starken, hohen Lederstiefeln, welche bis über die Kniee reichten, aus Beinkleidern von Hirschhaut und aus einem Jagdrock von demselben Stoffe. Der Jagdrock war durch einen Gürtel zusammengehalten und auf der Brust und am Halse offen, so daß man ein feines Hemd von zart gegerbtem Antilopenfell sehen konnte. Auf dem Kopfe trugen sie eine hohe Mütze von Bärenfell wie eine Kaputze. Im Gürtel steckten zwei doppelläufige Pistolen und ein Hirschfänger hing an ihrer Seite. Die Kugeltasche war vom ungegerbten Felle der Bergkatzen gemacht und neben ihnen lagen ihre Doppelbüchsen, jede fünf Fuß lang und von guter Arbeit. Der ältere der Männer mit einem Gesichte, aus dem Gutmüthigkeit, gepaart mit Muth und Schlauheit, heraussah, war über sechs Fuß hoch und seine ganze Gestalt verrieth kolossale Kraft; seine Arme waren wie junge Eichen und seine Hände groß und sehnig; der jüngere war nicht minder groß, aber schlank, nicht so muskulös, wie der andere und sein ganzes Aussehen verrieth List über List.

Joseph wußte gleich, wen er vor sich hatte. Es waren zwei sogenannte Waldläufer oder Pelzjäger, Leute, wie sie nur in den Urwäldern und in den Felsgebirgen

und Wildnissen Amerikas zu finden sind und welche meistens halb civilisirt, halb wild sind. Unerschrocken und listig über alle Maßen besteht ihre Beschäftigung darin, auf die wilden Thiere Jagd zu machen und das Fell und den Pelz derselben an die Handelsleute zu verkaufen, oder reisende Handelszüge zu beschützen; dabei räumen sie mit ihren Büchsen auch unter den Indianern, welche zum großen Theile die weißen Menschen überfallen und tödten, tüchtig auf. Immer leben sie im Freien und trotz tausendfachen Gefahren würden sie ihr herumziehendes, völlig freies und ungebundenes Leben nicht mit einem Königsthrone vertauschen; sie haben es damit gerade, wie unsere herumziehenden Jahrmarktskomödianten. Wenn man diesen letzteren zu einem herrlichen, einträglichen, bürgerlichen Gewerbe verhelfen würde, und ihnen ein Haus schenkte, so würden sie das erstere gleich wieder aufgeben, das Haus verkaufen und wieder von Stadt zu Stadt und von Land zu Land ziehen, denn in diesem herumziehenden Leben liegt ein eigener Reiz — des Teufels Reiz. Nur ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Pelzjägern Amerikas und zwischen den Jahrmarktsabenteurern Europas, denn während die ersteren beständig ein Leben voller Entbehrungen haben und durch das Ausrotten der Raubthiere großen Nutzen stiften, schaden die Gaukler in jeglicher Beziehung. Durch liederliche Witzpossen und abgeschmackte Dummheiten suchen sie den Leuten das Geld aus dem Sacke zu locken, um es im Schnaps zu versaufen und mit verdorbenen Weibsbildern durchzuklopfen. Ich kann überhaupt nicht begreifen, daß es noch so viele christliche und anständig sein wollende Eltern geben kann, welche ihre Kinder in jene Gaukelbuden lassen, wo sie nichts sehen, als abgeschmackte Glieder-Verrenkungen und Mannsleute und Weibsleute in schamlosen Kleidungen und wo sie nur schmutzige Gespräche hören. Das heißt man das Geld geradezu in den Mist geworfen und wenn es nur ein Groschen ist. Gott hat den Menschen kräftige und gesunde Glieder nicht gegeben, um sie zu nutzlosen Dumm-

heiten zu gebrauchen, oder um Narrenpossen zu machen. Als Joseph in den zwei Männern Waldläufer erkannte, fiel ihm ein Stein vom Herzen, denn in der Regel sind dies Leute, welche gerne mit anderen theilen. Sie haben allerdings meistens keine Spur von Religion, allein, da sie fortwährend mit Gefahr und Noth zu kämpfen haben, so wissen sie, was es heißt, in solcher Lage zu sein und sind daher meist gerne bereit, mit Nothleidenden zu theilen.

Sie beschämen somit nicht wenig unsere civilisirten Europäer, welche selbst manchmal von ihrem Ueberfluß den Kranken oder Armen nichts mittheilen wollen und die bei ihren vollen Schüsseln und ihren weichen Betten nicht begreifen, daß andere Leute nicht auch satt sind oder genug haben, weil sie selber voll sind zum Zerspringen oder alles kaufen können. Joseph trat also keck hervor und schritt gegen die Männer zu, welche sehr lebhaft mit einander plauderten, aber trotzdem vernahm ihr geübtes Ohr das Rascheln des Laubes und ihre Büchsen ergreifend erhob sich blitzschnell der Jüngere, während der Aeltere knieend in schußgerechter Stellung blieb.

„Werda und Antwort oder eine Kugel!“ rief der Stehende in englischer Sprache.

Joseph beeilte sich sofort zu rufen: „Verirrte Ansiedler vom Missi,“ und trat dann aus dem Dickicht heraus auf den Platz.

In der ersten Minute schaute Lux, der jüngere der beiden Waldläufer, unsern Joseph mißtrauisch an, aber dessen offenes, heiteres Gesicht nahm ihn, trotz seiner zerlumpten Gestalt, augenscheinlich ein, denn er senkte die Büchse und rief lachend: „Soll mich der nächste Bär in tausend Fetzen zerreißen, wenn ich jemals ein solch junges und flaumbärtiges Gesicht in einem derartigen Schmucke gesehen habe. Da sieh' mal her, Robbin, der kommt daher, als hätte er acht Tage mit den Büffeln sich herumgebissen. Nun, Männchen, ihr dürft euch so auch nicht

in einer Stadt sehen lassen, denn meiner Treue, der Geier soll mich fressen, wenn die Weibsleute nicht alle in Ohnmacht fallen und Krämpfe bekommen, wenn sie euch sehen. Wenn man euch so nur im Traume sähe, so graute es einem. Ha, ha, ha, ihr habt eine schöne Frisur! Aus welchem Nest seid ihr denn entlaufen?"

Joseph lachte nun ebenfalls und reichte dann den beiden die Hand, wobei er sprach: „Gott zum Gruß, ihr Männer und wenn's erlaubt ist, so gönnt uns an eurer Seite ein Rastplätzchen und einen Bissen, denn wir sind seit heute früh leer im Magen und stets auf den Beinen gewesen. Werde es gern reichlich bezahlen, denn ich bin nur ein paar Tagreisen von hier zu Haus. Ich will meine beiden Gefährten rufen, wenn's euch recht ist; es sind junge Männer, wie ich."

Auf diese Worte hin besprach sich Lux leise mit Robbin in einer besonderen Sprache, welche Joseph völlig unbekannt war, doch nach Kurzem nahm Lux wieder das Wort und entgegnete: „Nun, ihr könnt sie holen! Wollen sehen, was ihr für Kameraden habt. Ich denk' unser Vorrath wird langen, wenn ihr keine Vielfräße seid."

Joseph kehrte nun zu seinen Genossen zurück, die nicht wenig erfreut waren, als er ihnen den Erfolg seiner Beobachtung bekannt machte.

„Siehst Du, Thomas, wie uns Gott wieder geholfen hat. Besser hätten wir es ja gar nicht treffen können. Vielleicht weisen sie uns auf den nächsten Weg an den Missi, denn sie sind hier herum offenbar bekannt. Gott weiß immer die passendste und rechte Zeit zu treffen und nach seiner voraussehenden Weisheit alles zu lenken, wenn es uns auch mitunter zu lange dauern will, bis er einschreitet. Er weiß, was uns frommt, aber nicht wir."

Thomas mochte nun doch nicht gerade widersprechen, denn er fühlte doch jetzt einigermaßen, daß sie offenbar von einer Macht abhingen, die sie stürzen oder retten konnte, aber er war zugleich zu eigensinnig und

zu hochmüthig, um dies einzugestehen; er schämte sich ja zu sagen, daher brummelte er nur halbleise vor sich hin: „Hm, es ist eben Zufall, daß diese Männer gerade hier sind.“

Joseph hatte übrigens diese Worte doch verstanden und sagte: „Zufall und nicht Zufall, wie man es nehmen will. Den gewöhnlichen Lauf der Dinge ändert Gott freilich nicht; er hat gleich im Anfang ewig geltende Naturgesetze gegeben und dem Menschen den freien Willen. Er legte Dir also auch kein Hinderniß in den Weg, als Du die Idee hattest, die Savannen betrachten zu wollen, und ebenso wenig verhinderte er ausnahmsweise wegen Dir den Brand; denn dieser Brand war nichts Außergewöhnliches, er kommt häufig vor und mäht gleichsam das Gras nieder und durch den Brand werden außerdem zahlreiche Thiere getödtet, die sich sonst in unendlicher Weise vermehren würden. Du siehst also in diesem Brande nur eine väterliche, weise Anordnung Gottes, wie überall in Allem, wenn wir jedes Ding stets ruhig betrachten und bedenken. Also, wie gesagt, Deiner Idee wegen verhinderte Gott den Brand nicht, aber da er zugleich voraussah, daß derselbe uns tödten würde, so gab er Garrik jenen glücklichen Gedanken ein, der uns rettete, damit wir erkennen sollten, daß er selbst noch in der letzten Sekunde Rettung zu senden vermöge, und da er ferner voraussah, daß wir hier hülflos durch diesen Wald gehen würden, so lenkte er schon frühzeitig die Gedanken dieser Männer, daß sie gerade ihren Weg hierher nahmen, um uns zu helfen, ohne daß sie sich einbilden, daß sie unbewußt die Werkzeuge in Gottes Hand waren, um uns zu retten. Und so sieht auch Gott schon lange Zeit vorher das Gebet einen Menschen voraus, welches er einst in trüber Stunde beten wird, und lenkt deßhalb schon im Voraus alles so, daß oft gleich nachher die Erhörung folgt, aber meist auf ganz natürliche Weise, was dann der verblendete Mensch nur Zufall nennt, eben weil nichts Uebernatürliches dabei zu sehen ist.

Wer das nun nicht einsieht, dem ist freilich nicht zu helfen. Aber so ist es, denn der Allmächtige will nur aus Liebe und nicht aus Interesse verehrt und angebetet sein, darum wählt er auch meistentheils keine auffallenden Mittel.

Gott weiß also auch unsere Noth, ohne daß wir es ihm sagen; er bedürfte somit unseres Gebetes niemals, aber sage mir einmal an, Thomas, welcher Vater oder welche Mutter wird wohl ihrem Kinde dies oder jenes Besondere geben, wenn es zu trotzig und zu hochmüthig ist, um ihnen den Mund zu gönnen? Wohl kein Vater wird so einfältig sein, als höchstens ein solcher, der sein Kind nur nach Art der Affen liebt, nämlich mit Unvernunft. Bitte oder Gebet des Kindes sollen es immer an seine Dankbarkeits- und Abhängigkeitsverhältnisse erinnern."

„Sag' mir ums Himmels willen nur," entgegnete ihm etwas ärgerlich Thomas, „woher schnappst Du denn alles dieses Zeug auf, da es doch keinen Pfarrer und keine Kirche bei euch gibt. Man meint wahrhaftig, man hätte einen Klosterbruder neben sich, und keinen kräftigen jungen Ansiedlerssohn."

„Das will ich Dir sagen, Thomas," sprach Joseph, „ich höre des Jahres freilich nur zwei oder drei Mal das Wort Gottes und mit Ausnahme von einem Jahre, wo ich mich in St. Louis aufhielt, um guten Unterricht zu empfangen und wobei ich auch Religionsunterricht empfing, habe ich sonst keine Kirche besucht, allein mein lieber Vater kauft mir, so oft wir nach St. Louis gehen, einige hübsche Bücher, theils zur Unterhaltung und Belehrung, theils zur Erbauung und da habe ich denn viel daraus im Kopfe behalten."

Mittlerweile waren sie bei den Pelzjägern angekommen, und jetzt mußte sich Lux vor Lachen den Leib halten, als er sie herankommen sah.

„Robbin, Du bist ein gut Theil älter als ich, aber sag' einmal aufrichtig, hast Du schon jemals eine solche

rare Gesellschaft gesehen, wie diese hier? Meiner Treue, ich weiß nicht, wer elender drein sieht, das hinkende Pferd oder die Leute, aber sie passen zu einander wie gedrechselt. Ich glaube, wir würden kein besseres Geschäft machen, als mit diesen Herren da und ihrer Mähre in den Städten herumziehen, um sie für's Geld sehen zu lassen. Na, seid übrigens willkommen."

Robbin gab zwar seinem zungenfertigen Genossen keine Antwort, aber ein stilles, köstliches Lächeln entfuhr ihm und überzog sein ganzes Gesicht, als er Joseph und seine Gesellschaft sah, Robbin redete überhaupt nur wenig, er sprach eigentlich mehr durch den Ausdruck seines Gesichtes und suchte gleichsam so, was der Andere zu viel sprach, in's Gleichgewicht zu bringen.

So wenig schmeichelhaft Lux's Worte waren, so wurden sie doch von den Dreien mit Lachen aufgenommen, denn sie sahen die Wahrheit derselben ein und wußten am Besten, daß sie in keinem Ballkostüm waren; außerdem fühlten sie an dem Tone der Stimme von Lux, daß seine Redeweise zwar derb, aber nicht böse gemeint war.

Bald saßen sie alle fünf um das Feuer herum und dicht neben ihnen lag das Pferd, und in ihrer seltsamen Tracht und dabei sämmtlich bewaffnet, boten sie jetzt inmitten des Waldes, um das Feuer gelagert, einen so wilden und malerischen Anblick dar, wie ihn ein Deutscher gewiß in seiner Heimath noch niemals gesehen hatte.

Man glaubte nichts anders, als ein Räuberbivouak vor sich zu sehen.

Bis der Braten vollends gar war, erzählte Joseph ihre Erlebnisse, wie wir sie bereits kennen, worauf dann endlich Lux ausrief: „Meiner Treue, kein übler Anfang für euch und nicht besonders einladend für weitere, ähnliche Spaziergänge. Nun, das Beste ist, daß ihr mit dem Leben davongekommen seid. So weit ab Weges

gekommen seid ihr übrigens nicht. Wenn ihr beritten wäret, so könntet ihr bequem in ein paar Tagen zu Hause sein, aber so braucht ihr volle vier Tage. Wir wollen morgen eine Strecke weit mit euch, und den Weg weisen, bis ihr euch nimmer verirren könnt; aber jetzt laßt es euch schmecken und nehmt keine Rücksicht auf uns, wir können uns morgen wohl eher wieder mit unseren Büchsen einen Braten erlegen, als ihr mit euren Pistolen."

Dabei machte er sich an die Zertheilung des Fleisches und Robbin und Lux ließen ihre Rumflaschen, die sie an sich hängen hatten, fleißig herumgehen, und so sehr Joseph und Thomas abgesagte Feinde jedes künstlichen Getränkes waren, so machten sie diesmal doch eine Ausnahme, denn etwas anderes war nicht da und nach dem langen Marsche und zu dem Braten gingen ein paar Schlucke in der kühlen Waldesnacht schon an. Aber in Europa, wo die Menschen jederzeit köstliches, frisches Wasser und überall Milch, Bier oder Wein haben können, da ist der Schnapssäufer ein verächtliches Geschöpf, und wenn er alle Tage nur ein halbes Gläschen trinkt. Der Schnaps ist überhaupt ein Teufelstrunk, erfunden von ihm zum Verderben der Menschen, denn einem Schnapslumpen ersterben bald alle edleren Gefühle; er wird ein Schwein und was aus seinem Munde herauskommt, das sind wüste Reden und noch auf dem Todbette verlangt er bisweilen statt der heiligen Wegzehrung ein Glas voll Schnaps und so lebt und stirbt er dahin mit seinem Schnapsgestanke und fährt — Gott sei ihm gnädig!

Robbin und Lux schauten vergnügt zu, mit welchem Appetite ihre Gäste einhieben und nahmen selber nur wenig zu sich, um den übrigen desto mehr zukommen zu lassen und bald nachher lagen die Drei in einem gesunden Schlaf, der ihnen nach dem langen, ermüdenden Marsche wohl zu gönnen war, während inzwischen abwechselnd die zwei Waldläufer Wache hielten.

Der Tag stand schon hoch am Himmel als Thomas, Joseph und Garrik endlich erwachten. Lux hatte

bereits wieder ein neues Stück Fleisch geröstet, als Morgenmahl und zur Stärkung auf den Weg und man ließ es sich wieder trefflich munden. Jetzt fragte Thomas, ob nicht einer der beiden Herren (er meinte nämlich Robbin und Lux) etwas Unschlitt besäßen, damit er sich ein wenig die Füße einreiben könne, weil er Blasen daran bekommen habe.

„Nein, mein guter Junge," gab ihm lachend Lux zur Antwort, „nach derartigen Artikeln müßt ihr unser Einen nicht fragen. Wir tragen weder Lichter noch Seifen bei uns, so wenig als kölnisches Wasser oder Pomade, obgleich die ersten Dinge nützlicher sind, als die letzteren. Brauchen wir Feuer, so wissen wir allerlei Mittel solches anzumachen, und wenn wir uns waschen, so genügt uns das nächste, beste, frische Wasser. Wir haben keine Bedienten, die uns einen Wagen voll Gepäck nachschleppen, aber ich will euch etwas anderes geben, womit ihr eure maroden Fußsohlen einschmieren könnt, und was so gut hilft, als Unschlitt."

Und während er das sagte, holte er ein wenig Fett oder Schmalz aus einer Tasche, welches in starkes Leder eingewickelt war und war Thomas behülflich, seine Stiefel auszuziehen.

Thomas war gerade nicht sonderlich von Lux's Worten erbaut. Der Ausdruck „Junge" gefiel ihm ganz und gar nicht, der Titel „Doktor" oder „Professor" oder „Herr" oder sonst etwas Aehnliches, wäre ihm ohnstreitig lieber gewesen, allein hier mußte er eben wohl oder übel die Sache verdauen, aber innerlich ärgerte er sich nicht wenig über den ungebildeten, rohen Bengel, wie er Lux heimlich titulirte. Dem Thomas steckte eben der Dünkel im Kopf; er bedachte nicht, daß er jetzt nicht daheim im Museum oder Ballsaale war, sondern fern im wilden Westen von Amerika, wo übertriebene Höflichkeit geradezu lächerlich wäre. Er war eben jetzt bei Leuten, die gerade heraus sprachen, wie sie es meinten und dachten; derb, aber gutmüthig und

offen, was viel mehr werth ist, als süße Worte, hinter denen nur Hinterlist, Heuchelei und Bosheit steckt.

Schon in einigen Minuten, nachdem Thomas das Fett benützt hatte, fühlte er sich ordentlich erleichtert und Lux ließ ihn gerne noch etwas davon mitnehmen zum Gebrauche auf die nächsten Tage; solche Leute, wie die Pelzjäger, wissen mancherlei Heilmittel für Wunden und Gift und andere Dinge, denn wer immer in der freien Natur lebt, lernt ihre Kräfte bald kennen und oft wirkt ein einfaches Mittel besser, als künstliche Dinge und theure Medizinen.

Endlich machten sie sich auf den Weg, wobei Robbin noch den Rest des gedörrten Fleisches vom Hirsche dem Pferde auflud, damit die drei Reisenden auch auf die Nacht noch etwas hatten, denn da sie nur mit Pistolen bewaffnet waren, konnten sie kein Wild schießen, dazu gehörten Büchsen.

Um die Mittagszeit herum kamen sie an einen ziemlich tiefen und etwas breiten Graben, der sich der Länge nach durch den Wald zog und von welchem sich Joseph erinnerte, daß sie ihn schon bei ihrem Ausritte in die Savannen überschritten hatten, natürlich an einer anderen Stelle. Es war das Bett eines Waldflusses, der zur Zeit trocken und gewöhnlich nur in der Regenzeit mit Wasser angefüllt war. Hier nun nahmen die Waldläufer Abschied von den Uebrigen, gaben ihnen noch verschiedene Rathschläge und bemerkten ihnen, daß sie immer am Graben entlang fortziehen sollten, bis an jene Stelle, wo Joseph und Garrik wieder näher mit der Gegend bekannt wären. Sie waren durch nichts zu bewegen mit auf die Ansiedlung zu gehen, um sich dort einige Tage gütlich zu thun, wie es Joseph wünschte, 'aber sie versprachen, bei Gelegenheit bei ihnen einzusprechen.

„Wir haben vor drei Tagen oben am Pretofluß Biberfallen gelegt,“ sagte Lux, „und da haben wir die höchste Zeit nachzusehen, was wir für einen Fang machen können, bevor Andere ernten, was wir gesäet haben;

aber in ein paar Wochen, wenn die nächste Handelsmesse in der Flußstadt ist, wollen wir einmal dort unser Glück mit unsern Pelzen probiren und nachschauen, ob ihr unterdessen andere Montur bekommen habt. Na, nix für ungut und lebt wohl.“

Joseph und seine Begleiter dankten nochmals herzlich für ihre freundliche Aufnahme und Hülfe und dann trennten sich beide Partien. Die Waldläufer gingen dem Norden, die andern dem Süden zu.

Jetzt wurde der Marsch kurzweiliger, sie wußten sich auf der richtigen Fährte, hatten wenig von der Sonne zu leiden und nicht mehr mit Noth zu kämpfen, da sie wieder Nahrung bei sich hatten. Auch gab es allerlei Bäume und Gesträuche im Walde, welche erfrischende und nahrhafte Früchte lieferten, namentlich gibt es in jenen Gegenden eine Art Nußfichten, deren Nüsse, besonders wenn sie am Feuer gedörrt wurden, sehr wohlschmeckend sind, und Pflanzenarten, aus welchen ein säuerlich schmeckender, aber sonst angenehmer und kühlender Saft rinnt, wenn man sie ritzt oder anschneidet.

So hat der gütige Schöpfer überall auf dem weiten Erdenrunde für passende Nahrungsmittel gesorgt und es kann oftmals ein Mensch in der Wildniß sein Leben eher durchschlagen, als in dicht bevölkerten Gegenden und Städten, wo die Masse der Menschen Lebensmittel und Felder vertheuert, oder vor Brodneid, Verläumdung und Geiz bemüht sind, sich selber zu mästen und andere hungern zu lassen.

Alle drei plauderten und scherzten wieder fröhlich mit einander und Thomas fing an wieder zu botanisiren und seltene Pflanzen mitzunehmen und Vögel zu schießen, um sie später auszustopfen. Er konnte jetzt schon einiges mitnehmen, denn das Pferd war wieder munter und rüstig geworden und sein schmerzhafter Fuß hatte sich durch die lange Nachtruhe wieder gehoben, so daß man es schon etwas beladen konnte.

Seine Kenntnisse in der Botanik kamen ihm jetzt

trefflich zu statten, denn er wußte geschickt jene Pflanzen zu benützen, welche Nahrung geben konnten und giftige Beeren und Früchte von gefahrlosen zu unterscheiden.

Kurz, er war wieder in seinem Element und wollte nun wenigstens nicht ganz leer zum Onkel kommen und am ersten Abend wußte er sogar jedem hölzerne Pfeifen zu schneiden und gewisse Kräuter zu benützen, so daß sie, bis die Nüsse gedörrt waren, deren sie reichlich eingesammelt hatten, hübsch Tabak rauchen konnten. Jetzt gefiel es ihm wieder und vielleicht, wenn sie den Onkel nicht durch längere Abwesenheit hätten beunruhigen wollen, so würde es ihm auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht angekommen sein, aber so mußten sie doch eilen, um keine Angst und Störung auf der Ansiedlung zu bereiten.

Am Morgen des vierten Tages waren sie wieder im bekannten Reviere, wo der Wald theilweise gelichtet und mancher Baumriese gefällt worden war, um von Maierhuber bearbeitet und verkauft zu werden. Es war jetzt der zehnte Tag, seitdem sie abwesend gewesen waren.

Sie waren noch keine zwei Stunden an diesem Morgen marschiert, da begegneten sie bereits vier völlig ausgerüsteten Reitern, in welchen sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung Leute aus Maierhubers Ansiedlung erkannten, welche anfangs freudig jubelten, als sie ihren jungen Herrn mit seinen beiden Begleitern erkannten, aber bald aus vollem Halse lachten, als sie den komischen Anzug derselben näher betrachteten. Sie waren ausgeschickt worden, sie zu suchen.

Sie hatten freilich ihre zerrissenen Beinkleider mit dichtem und starkem Baumbast und ellenlangen und dicken Blättern und Vogelflügeln und ähnlichem, so gut es gehen wollte, verbunden und geflickt, aber dadurch sahen sie jetzt so gescheckt und so halb thier-, halb mensch-, halb baummäßig aus, daß auch der ernsthafteste und mißmuthigste Mensch der Welt ein Gelächter nicht hätte

unterlassen können und wenn sein Leben auf dem Spiele gestanden wäre.

Als am sechsten Tage Joseph und Thomas nicht in die Ansiedlung zurückkehrten, war Herr Maierhuber nicht im Mindesten besorgt worden. Sechs volle Tage hatte er ihnen ja zu ihrem Ausfluge zugestanden, und da er einerseits die Botanisirliebhaberei von Thomas bereits kannte, andererseits auch wohl wußte, daß in diesen Gegenden keine feindlichen, wilden Indianer zu treffen waren, so war er auch noch ganz ruhig geblieben, als sie am siebenten Tage nicht zurückkehrten; ja er hatte sie eigentlich selbst nicht vor sieben Tagen zurück erwartet und nur deßhalb eine Zeit von sechs Tagen bestimmt, um Joseph, von dem er wußte, daß er sein Gebot nicht absichtlich übertreten würde, zu veranlassen, daß Thomas sich nicht zu weit entferne.

Allein als er am Morgen des neunten Tages immer noch keine Spur von ihnen sah, obgleich er alle Augenblicke auf das Dach seines hohen Hauses stieg, von wo aus man weit gegen den Wald hin sehen konnte, wurde er doch unruhig und da sie auch am Mittag noch nicht zu sehen waren, schlug sein Vaterherz ängstlich um das einzige Kind und er machte sich jetzt Vorwürfe, Joseph auf so lange Zeit in weite, unbekannte Gegenden, eigentlich ohne erheblichen Zweck gelassen zu haben.

Gleich nach Tische suchte er sich unter seinen Leuten zwölf der muthigsten und erfahrensten heraus, ließ sie zu Pferde sitzen und von Kopf bis zu Fuß bewaffnet und mit allem etwa Brauchbaren wohl versehen, gab er ihnen den Auftrag in drei Abtheilungen, je vier Mann stark, nach verschiedenen Richtungen durch die Wälder und die Savannen vorzudringen und nichts außer Acht zu lassen, was im Geringsten mit zweckförderlich sei oder Aufschluß geben könnte.

Die Reiterschaar war nun im vollen Trabe bis zum Beginne der Nacht fortgesprengt und hatte nur etwa drei Stunden vom Lagerplatze Joseph's und Thomas

Nachtlager gehalten. Keine von beiden Partien ahnte, daß sie so nahe beisammen wären.

Gleich am frühesten Morgen brachen sie ebenfalls, wie Joseph, auf, indem sie sich nun theilten und eine dieser Abtheilungen, welche beschlossen hatte, den Waldgraben hinauf zu reiten, um weit oben durch den Wald in die Savannen zu dringen, war, wie wir so eben gehört haben, den Gesuchten begegnet.

Da sich die verschiedenen Reiterschaaren erst vor einer Stunde getrennt hatten, so entledigten zwei der Reiter ihre Pferde der sämmtlich aufgeladenen Last und sprengten sofort jenen Richtungen nach, welche die zwei andern Abtheilungen genommen hatten, um sie noch einzuholen, und da sie von Zeit zu Zeit ihre Büchsen abfeuerten, so trafen sie ihre Gefährten bald und kehrten schon wenige Stunden nach der Ankunft von Joseph und Thomas ebenfalls auf die Ansiedlung zurück.

Die beiden andern Reiter halfen nun ihrem jungen Herrn, sowie Thomas und Garrik theils mit ihren eigenen, theils mit mitgenommenen Kleidern aus, so daß diese wenigstens in anständiger Verfassung heimreiten konnten, und gegen Abend trafen sie denn zur nicht geringen Freude Maierhubers auf dem Gute ein.

Achtes Kapitel.

Bis zur Abreise.

Ich kann Dir begreiflich, freundlicher Leser, jetzt nicht weitschweifig auseinander setzen, was tagtäglich in Maierhuber's Ansiedlung getrieben und geredet wurde, oder was Thomas that; der Onkel ging eben seinen Geschäften nach, welche meist seine ganze Thätigkeit in

Anspruch nahmen; Joseph half ihm getreulich bei, wie es die Pflicht eines braven Sohnes ist, Joseph machte es nicht wie etliche andere Söhne, welche den Vater sich halb todt arbeiten und kümmern lassen, während sie wenig oder gar nichts rechtes thun, sondern statt dessen dem Vater das Geld verprassen und den Noblen spielen und ihre Zeit in den Wirthshäusern und in Theatern und an sonstigen Orten, wo es lustig hergeht, todtschlagen.

Und was nun Thomas anbelangt, so half er bisweilen zum Zeitvertreib tüchtig mit, wo er helfen konnte, oder er studierte oder botanisierte, oder machte Ausflüge, aber keine mehr auf die Savannen.

Hie und da machte er gemeinsam mit Joseph allein oder mit Joseph und dem Onkel Spaziergänge da und dorthin in die Nachbarschaft, oder sie setzten sich miteinander auf ein Dampfschiff und fuhren zum Vergnügen nach irgend einer Stadt, gerade wie man auch bei uns zu Lande bei Anwesenheit eines Verwandten oder eines werthen Gastes mit ihm kleine Vergnügungspartien macht.

Im Verlaufe der Zeit kamen auch einmal die beiden Waldläufer auf Besuch und der Onkel half ihnen dazu, daß sie ihren Pelzvorrath sehr gut verkaufen konnten und sie mußten einige Tage bei ihm verweilen, wobei er nicht unterließ, sie mit passenden Gegenständen zu beschenken, obgleich die beiden Männer sich auf's Hartnäckigste dagegen sträubten.

So verging die Zeit schnell und es war ein halbes Jahr herum, ehe es Thomas dachte. Er hatte bereits schon zwei Mal nach Hellbrunn geschrieben und auch zwei Mal von dorther Nachricht empfangen, denn seitdem wir Dampfschiffe haben ist Amerika und Europa nicht mehr besonders weit von einander entfernt. Die Dampfschiffe sind gleichsam die Eisenbahnen des Wassers.

Während man noch vor hundert Jahren über acht und mehr Wochen brauchte, bis man in Amerika war, ist heutigen Tages ein Postdampfschiff im Stande die ganze

Reise von England nach Amerika in acht bis zehn Tagen zu machen.

In den letzten Wochen stiegen Vater Maierhuber ganz absonderliche Gedanken in den Kopf, die er gar nicht herausbringen konnte, sondern welche vielmehr mit jedem Tage zunahmen. Seit Thomas da war, der ihm fortwährend so Vieles aus der alten Heimath erzählte, war eine Sehnsucht nach jener Scholle Erde in ihm erwacht, wo er die fröhlichen Tage seiner Kindheit und Jugend verlebt hatte, wo seine geliebten Eltern begraben waren und Brüder und Kameraden lebten.

Noch nie, trotz der langen Trennungszeit, hatte er Deutschland vergessen und diese vaterländische Liebe hatte er auch dadurch bezeugt und gekräftigt, daß er Joseph außer der englischen Landessprache, auch die deutsche Sprache lehrte, damit er immer Jemand um sich hatte, mit dem er sich in heimathlichen Tönen unterhalten konnte, denn am Missi und überhaupt in den meisten Theilen von Nordamerika wird fast durchweg nur amerikanisch, das heißt englisch gesprochen, und nur selten kam in die Flußstadt oder auch Maierhuber's Ansiedlung ein Deutscher, oder wenigstens ein solcher Mann, der deutsch reden konnte.

Aber jetzt, seitdem Thomas da war, kam ihm seine eigene Ansiedlung, auf welcher er doch schon achtzehn Jahre lang lebte, fast fremd vor. Es bedarf eben beim Menschen oft nur eines unbedeutenden Ereignisses, um in ihm alte Bilder hervorzuzaubern, und eine Frucht, ein Blatt, ein Plätzchen, welches aus der Heimath kommt oder das eine Aehnlichkeit mit einem andern Plätzchen hat, auf welchem man in der Kindheit oft ausruhte, ruft in ihm die Erinnerung an theure Gegenstände oder an frühere Ereignisse lebhaft in's Gedächtniß. Und je weiter der Mensch von seinem engeren Vaterlande entfernt ist, desto mehr liebt er alles, was von dorther kommt. In Deutschland selbst, wo man durch die Eisenbahn in wenigen Stunden seine Freunde oder seine Heimath hie und da besuchen kann und wo fast überall gleiche Sprache,

gleiche Sitten und Gewohnheiten herrschen, spürt man weniger das Heimweh, aber doch läßt sich der Wandersgeselle am meisten und am liebsten im Vaterlande nieder, wenn er die Mittel hat, sich einen eigenen Herd zu gründen.

Uebrigens stehen wir überall in Gottes Hand, wo wir auch sind und unseres Bleibens ist nirgends auf der Erde, über dem Sternenhimmel ist erst das eigentliche Vaterland ohne Kummer und Trennung, ohne Trauer und Schmerz und geb's Gott, daß wir uns dort alle einmal treffen, liebe Leser!

Als Maierhuber mit seinen Gedanken, die auf nichts anderes hinzielten, als den Rest seiner Tage in der alten deutschen Heimath zu beschließen, endlich in's Reine gekommen war und den Plan reiflich nach allen Seiten hin erwogen hatte, wie es einem verständigen Manne geziemt, denn man soll sich nicht blindlings seiner ersten Aufregung überlassen, damit die Reue, als ein hinkender Bote, auf dem Fuße nachfolgt, so sprach er denn eines Abends in der Gartenlaube mit Thomas und Joseph darüber.

Man kann sich leicht denken, daß Thomas von nun an alle seine Beredsamkeit entwickelte, um den Onkel in seinem Plane zu bestärken und auch Joseph hatte wider Erwarten nicht viel dagegen einzuwenden, denn die reizenden Schilderungen, welche sein Frennd Thomas ihm so oft von Deutschland und seinen herrlichen Gegenden und Städten und seinen biederen Bewohnern entwarf, hatte seine jugendliche Phantasie lebhaft angeregt, wie bekanntlich die Jugend oftmals nur gar zu gerne für alles Neue, Unbekannte und Lockende schwärmt; außerdem wird auch Manches erst dann geschätzt, nachdem man es verloren hat.

Sobald nun Maierhuber den Plan einmal überlegt, besprochen und einige Zeit reiflich bedacht hatte, säumte er auch keinen Augenblick mehr, zur Ausführung desselben zu schreiten, nämlich sein Besitzthu m zu verkaufen und Amerika zu verlassen.

Er handelte darin wieder männlich, denn wenn der Mensch nichts als Pläne und Pläne macht, aber niemals anfängt sie auszuführen — insoferne sie nämlich recht und zweckmäßig sind — so kommt dabei nichts heraus. Man muß auch einmal Hand anlegen und sich dann nicht durch den ersten mißlungenen Versuch oder durch einen Querstrich entmuthigen lassen, sondern denken: Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden, sondern es hat gehörig Zeit dazu gebraucht, bis es groß und herrlich geworden ist.

Maierhuber sorgte nun also dafür, daß es bekannt wurde, daß seine Ansiedlung verkäuflich sei, ließ es auch in verschiedenen Zeitungen einrücken, und es dauerte gar nicht lange, so kamen theils schriftliche Anfragen, theils Männer, welche das Gut von allen Seiten in Augenschein nahmen und bald durfte er unter Kaufliebhabern geradezu wählen, denn seine Ansiedlung war in äußerst vortheilhafter Lage, sowohl in Hinsicht auf den Handel, als des Klimas wegen und stand in gutem Rufe. Er wurde nun Handels eins mit einem Herrn aus New-Orleans um die Summe von 20,000 Dollar, was nach unserm Gelde gegen dreißigtausend Thaler oder fünfzigtausend Gulden sind.

Sobald der Kauf abgeschlossen war und er die Summe theils baar, theils in guten Wechseln erhalten hatte, traf er auch sofort die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise und im Frühjahre des Jahres 1852 fuhr er mit Joseph und Thomas, für immer von der Ansiedlung hinweg, auf dem Missi hinunter nach New-Orleans, um dort mit einem der nächsten Dampfschiffe über's Meer nach Europa überzusiedeln. Ihr Gepäck war nicht bedeutend, der größte Theil der acht Kisten war mit Pflanzen und andern naturhistorischen Gegenständen angefüllt, welche Thomas gesammelt hatte.

Der Abschied ging freilich nicht ohne Thränen vorbei und selbst dem starken Maierhuber rieselte ein Thränenbächlein das Gesicht herunter, als er von seinen Arbeitern und Dienstleuten Adieu nahm, von denen einzelne

schon zehn Jahre und noch länger bei ihm waren und jetzt unter einen ganz fremden Herrn kamen. Sie wollten ihn kaum gehen lassen und küßten seine Hände und brachten nicht einmal mehr ein schwaches Hochrufen zuwege, als er das Dampfschiff bestieg, vor lauter Weinen. Dann eilten sie alle auf das Dach des Wohnhauses, deckten die Ziegel ab und schwenkten von hier aus, noch über eine Stunde lang, so weit sie das Schiff noch sahen, mit ihren Hüten und Tüchern, so daß es dem Onkel und Joseph und selbst Thomas ganz wehmüthig um's Herz wurde, da sie diese treue Anhänglichkeit sahen.

Uebrigens hatte Maierhuber noch väterlich für die Leute gesorgt; sein Nachfolger hatte sich kontraktlich verpflichten müssen, den gleichen Lohn auszubezahlen, wie er und einem jeden von allen hatte er, nach Verhältniß der Länge der Dienstzeit, vor seiner Abreise ein Geschenk von zehn Gulden bis zu hundert Gulden gemacht, so daß er im Augenblick ein paar tausend Gulden los hatte; allein langjährige, treue Dienstleute, welche redlich mit geholfen haben, den Wohlstand eines Hauses zu befördern, soll man in Ehren halten und nicht geizig gegen sie sein, wenn sie alt werden.

Garrik aber, der seit dem Savannenbrand mehr als Freund, denn als Diener betrachtet worden war, und welcher nach der Abreise seiner seitherigen Herrschaft nicht mehr länger auf der Niederlassung bleiben mochte, errichtete in St. Louis, wo ihm Maierhuber aus Dankbarkeit ein kleines Häuschen gekauft hatte, einen Kramladen und unterließ niemals, alle Neujahr nach Hellbrunn zu schreiben und ein glückliches, neues Jahr zu wünschen.

„Gott hat ihn zum Werkzeuge der Rettung meines Sohnes und Neffen gebraucht,“ dachte Maierhuber, als er Garrik das Häuslein kaufte, „ich will daher gegen den Allmächtigen und sein Werkzeug auch dankbar und erkenntlich sein.“

In New-Orleans angekommen, mußten sie drei Wochen verweilen, weil der Käufer der Ansiedlung noch den Rest der Kaufsumme zu berichtigen hatte, den er wohl entleihen mußte, denn fünfzigtausend Gulden hat nicht Jedermann baar in der Kasse liegen. Schon in den ersten Tagen ihres dortigen Aufenthaltes schrieben Maierhuber und Thomas nach Hellbrunn und meldeten nun ihre nahe Ankunft und bemerkten im Briefe, daß sie am ersten Juni mit dem Dampfschiffe Artesia (denn jedes große Schiff hat gerade einen Namen, wie die Menschen einen haben, um es zu bezeichnen), welches dort abgehe, die Reise über's Meer antreten und Anfangs Juli in Hellbrunn eintreffen würden.

Und als endlich ihr Geschäft beendigt war und der erste Juni anbrach, fuhren sie von Amerika's Gestaden hinweg und bald waren sie auf der unermeßlichen Wasserfläche, welche man den atlantischen Ocean nennt und der Amerika von Europa trennt und wie es ihnen auf dieser Wasserreise erging, werden wir im nächsten Kapitel erfahren.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Meere.

Denke Dir, lieber Leser, eine ungeheure, unabsehbare, grünliche Wassermasse; wohin Du schaust, siehst Du nichts als Himmel und Wasser, kein Kirchthurm, kein Baum, kein Berg, kein Land, nichts als Wasser und immer Wasser.

Wenn Du Abends vom Verdeck oder dem Dache des Schiffes hinabsteigst in den bedeckten Raum, wo die Betten hängen, und wirfst noch einen letzten Blick rings umher, so siehst Du nur Wasser, und wenn Du am

Morgen wieder aufstehst, und Dich umschaust, wo Du jetzt seiest, so Du siehst eben wieder das nämliche, wie am Abend, nämlich Wasser, ungeheuer tiefes Wasser, und das dauert so Tag für Tag bis Du endlich wieder das feste Land erblickst, und hell aufjubelst vor Freude und Lust, wie ein Kind, wenn es lange Zeit von der Mutter entfernt gewesen war und sie endlich wieder sieht und vor Freude ihr lachend und weinend zugleich in die Arme stürzt und allen Kummer und Angst vergißt.

Schau, Leser, das wird Dir ein Jeder sagen, wer einmal auf dem Meere gewesen ist, dort auf dem Wasser, wo das Dampfschiff nur wie eine winzig kleine Nußschale dahinschwimmt, bekommt auch der gottloseste Mensch andere Gedanken und wenn er sein ganzes Leben lang nicht gebetet hat, so fängt er dort wieder an zu beten und macht gute Vorsätze, die aber, wie gewöhnlich, vergessen werden, so bald er wieder sicheres Land unter den Füßen hat und wo er dann im alten Schlendrian fortlebt, wie seither, in der Meinung, er brauche jetzt Gott nimmer, bis einmal jener Tag kommt, an den die Menschen niemals denken wollen, weil er ihnen in ihrem Gewissen unbehaglich vorkommt; es ist jener Tag, wo die Menschen nicht mehr mit Gott Spielball treiben können, wie sie es jetzt so oft zu thun vermeinen. Es ist der Tag des jüngsten Gerichtes! Doch wir wollen wieder nach unsern Freunden auf dem Schiffe schauen.

Du kannst Dir leicht vorstellen, daß es einem ungeheuer langweilig wird, wenn man Stunde für Stunde nichts als Wasser vor Augen hat und daß sich die Leute gerne an einander schließen, wie zwei Reisende in öder Gegend, welche ein und denselben Weg haben. Thomas hatte zu seiner Freude bald einen Landsmann von ihm getroffen, nämlich einen jungen Kaufmannssohn aus Mainz, somit ebenfalls, wie er, ein Süddeutscher, und er schloß sich mit Joseph an diesen jungen Mann an, der sich Otto Bergheim nannte.

In der Ferne, oder in der Fremde unter unbekannten Menschen, tönt die Sprache der Heimath wie

die süßeste Musik in die Ohren und selbst der ärmste Bettler, den man zu Hause nicht über die Achsel angesehen hätte, wird draußen in wildfremder Gegend freudig begrüßt und wird uns werth und theuer, denn Einsamkeit und Noth machen das Gemüth weich und machen es christlich, aber es ist traurig, daß der Mensch, erst durch äußerliche Umstände gezwungen, mürbe wird und dasjenige thut, was er nach Gottes Geboten und den Lehren des Christenthumes in allen Lagen freiwillig thun sollte.

Otto Bergheim, der neue Freund von Thomas und Joseph, war 23 Jahre alt und ein intelligenter und solider Mann, dem man es bald anmerkte, daß er von Kindheit auf nach soliden Grundsätzen erzogen worden war. Vor einem Jahre hatte ihn sein Vater, nach beendigter Lehrzeit in Köln, in ein befreundetes Handlungshaus nach New-Orleans geschickt, um sich dort ein Jahr lang in der englischen Sprache und im Speditionswesen weiter auszubilden und jetzt war er eben im Begriffe nach Hause zurückzukehren, um im väterlichen Geschäfte, welches er einst übernehmen sollte, behülflich zu sein. Auch er hatte, gleich Thomas, mit einem früher abgegangenen Postschiffe, seinen Eltern die Heimreise auf der Artesia gemeldet und somit warteten sehnsüchtig zwei Elternpaare auf die glückliche Ankunft des Schiffes an Europa's Gestaden.

Otto Bergheim war erst kürzlich von einer sehr gefährlichen Krankheit, welche ihn über zwei Monate lang an's Krankenlager gefesselt und an den Rand des Todbettes gebracht hatte, genesen und seine Eltern, welche mit jedem Postschiffe Briefe abgesendet hatten, um Nachrichten über seine Gesundheit zu erhalten, waren nicht wenig um ihn besorgt, und fürchteten, er könne am Ende noch auf dem Wasser wieder einen Rückfall erhalten.

Unterdessen dampfte das Schiff ziemlich rasch durch die Meeresfluthen und die Reisenden waren schon den fünften Tag auf dem Wasser, ohne daß etwas Außergewöhnliches passirt wäre. Es war gut, daß die neue Bekanntschaft mit dem jungen Bergheim neuen Stoff zur

Unterhaltung gab, denn Joseph hatte, seitdem er die Küste von Amerika aus den Augen verloren hatte, starkes Heimweh nach der alten Heimath empfunden, und nur der neue Umgang und das gegenseitige Fragen und Erzählen zwischen Bergheim und Thomas und ihm, hatte seinen Gedanken, wenigstens vorübergehend, eine andere Richtung gegeben.

So brach das Ende des siebenten Reisetages an und schon trösteten sich einander alle Reisenden auf dem Schiffe gegenseitig damit, daß sie nun bereits über die Hälfte der Fahrt überstanden hätten, als plötzlich der furchtbare Ruf „Feuer!" erscholl.

Eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung entstand nun. Der gräßlichste Schrecken malte sich auf allen Gesichtern und selbst der Kapitän und die Mannschaft des Schiffes erbleichten. Es war auch gar kein Wunder, denn ein Schiff, welches vom Feuer ergriffen wird, ist selten noch zu retten.

Wenn es irgendwo in der Stadt oder auf dem Lande brennt, besonders in der Nacht, so werden alle Leute unruhig, denn der Feuerruf macht alles zittern und man hat keine Ruhe, bis man weiß, daß der Brand entfernt ist, oder bald gelöscht werden kann. Und doch ist selbst im unglücklichsten Falle, wenn die eigene Wohnung brennt, wenigstens meist noch leicht das Leben zu retten, und es finden sich dann immer wieder Leute, welche uns unterstützen, wenn wir von einem Brandunglücke betroffen worden sind. Aber ganz anders ist dies bei einem Brande auf dem Meere.

Dort geht Schiff und Eigenthum und Leben verloren; dort kann man nirgends davonspringen, als in's Wasser. Es bleibt einem meistens nur die Wahl, entweder zu ertrinken oder zu verbrennen; das Erstere ist freilich weniger schmerzlich, denn das Meer ist ungeheuer tief und man ist rasch todt, aber es kostet eben doch das Leben, welches Niemand gerne verliert.

Gerade das viele Wasser ist bei einem Brande auf dem Schiffe das Unglück; einmal kann man dem Feuer

nicht recht beikommen und wenn es ein Loch in die Schiffswand gebrannt hat, so dringt das Wasser hinein und das Schiff sinkt unter.

Daher auch das Erbleichen des Kapitäns und der Schiffsmannschaft.

Auf welche Weise der Brand entstanden war, konnte jetzt nicht leicht ermittelt werden, man mußte nur darauf Bedacht nehmen, ihm Einhalt zu thun. Aber gar bald zeigte es sich, daß hier alle Mühe umsonst wäre. Das Feuer hatte so rasch um sich gegriffen, daß trotz der angestrengtesten Bemühungen der Schiffsleute und der Reisenden nichts anders mehr übrig blieb, als das letzte schwache Mittel zu versuchen, um wenigstens das Leben einzeln noch zu retten.

Daher erscholl denn nach kurzer Zeit der Kommandoruf: „Die Boote über Bord!“ Auf jedem Schiffe befinden sich nämlich noch ein oder zwei kleinere Schiffchen, welche bestimmt sind, bei einem Unglücke verwendet zu werden, z. B. wenn Jemand in's Wasser gestürzt ist, oder wenn man Schiffbrüchige retten will und so waren denn auch auf der Artesia zwei Rettungsboote, welche nun in's Wasser gelassen wurden, um noch zu retten, was man konnte. Das eine dieser Boote hatte ein Steuerruder und konnte 36 Personen fassen; das andere Boot war nur ein gewöhnliches Fischerboot und hatte Platz für nur 12 Mann, während dagegen die Gesammtzahl der Menschen auf der Artesia sich auf 86 Personen belief, darunter eilf Frauen und vier Kinder waren.

Es war die höchste Zeit, daß man die Boote hinabließ, denn schon schlugen die Flammen am Hinterdeck furchtbar empor und das Schiff mußte bald sinken. Gewaltsam drängten sich die 4 Matrosen mit ihren nervigen Armen vor, schwangen sich am Seil hinunter und nahmen im Langboote Platz, und jetzt entstand ein gräßlicher Zustand, bei dessen Anblicke einem fast das Blut zu Eis wurde. Männer und Frauen, Jung und Alt kämpften unter sich gegenseitig wie Rasende, um zuerst

das Seil erfassen zu können. Mehrere wurden im wüthenden Gedränge über das Geländer hinabgestürzt und ertranken, einige wurden niedergeschmettert auf den Boden und auf ihnen herum schlugen und bissen sich die anderen und die Körper der Liegenden wurden auf das Entsetzlichste zertreten. Es war kein Kampf, kein Schlachten zwischen Menschen; die Todesangst hatte alle zu wilden Raubthieren gemacht, wie Tiger fuhren sie auf einander los, und bei dieser unbeschreiblichen Verwirrung gelang es nur Wenigen, und zwar arg zerschlagen, in's Boot zu gelangen.

Glücklicher waren Thomas, Joseph und Maierhuber daran. Alle drei konnten gut schwimmen und so hatten sie sich, nebst noch ein paar Anderen, welche des Schwimmens kundig waren, in das Meer geworfen und waren zu dem Boote geschwommen, wo sie von den Matrosen und dem Kapitäne bereitwilligst aufgenommen wurden. So füllte sich nach und nach das Langboot und als man sah, daß es bald voll war, wurde der Kampf noch fürchterlicher und es wurde zu den Messern gegriffen und wer das Seil ergriff, den schnitt man in die Hand, damit er es gehen lasse und hinabstürze und so ein anderer Platz bekäme. Dem Otto war es bereits gelungen, das Seil zu ergreifen und war eben im Begriffe sich hinabzuschwingen, als er mit einem dicken Stock so furchtbar auf die Handknöchel geschlagen wurde, daß er vor lauter Schmerz das Seil losließ und in das Meer stürzte, wo er unfehlbar in der nächsten Minute ertrunken wäre, weil er des Schwimmens unkundig war, wenn Joseph und Thomas nicht gewesen wären. Beide, von einem und demselben Gedanken ergriffen, stürzten sich plötzlich in das Meer, schwammen zu Otto und zogen ihn an den Haaren an's Boot, wo er mit Hülfe der Matrosen hineingezogen wurde und wieder in's Leben zurückkam. Schon wenige Minuten nachher wurde das Seil, welches bisher das Rettungsboot mit dem Schiffe verbunden hatte, von den Matrosen abgeschnitten und aus dem Bereiche desselben fortgerudert.

Ein entsetzlicher, gräßlicher Schrei der Verzweiflung ertönte jetzt aus dem Munde der Unglücklichen, welche noch auf dem brennenden Schiffe waren, und alles stürzte nun nach jener Stelle, wo das kleine Boot angebunden war, um sich wenigstens noch darinnen zu retten. Sie bedachten nicht, daß keiner des Ruderns kundig war; sie bedachten nicht, daß es die größte Vorsicht bedurfte, damit das schmale Schifflein nicht umsinke; nein, sie bedachten gar nichts, denn die Todesangst hatte ihnen jeden Verstand geraubt, sie wollten nur das Leben retten, sie wollten noch nicht sterben; sie wollten nicht in den Wellen ihren Tod finden, sondern sie wollten leben und heimkehren zu ihren Lieben, um dort zu sterben in den Armen der Theuren und begraben werden in geweihter Erde. Ach, die Armen! Es war vergebens! Ihr Loos war schon bestimmt und nie wieder sollten sie die heimathliche Erde mehr sehen; erst droben im Himmel durften sie hoffen ihre Eltern oder Verwandten, ihre Freunde und Bekannte wieder zu sehen.

Wieder ging das Rasen und Kämpfen an, um den Besitz des Seiles und durch dieses Zerren und Schneiden und Schlagen schlug das Boot seitwärts um und füllte sich mit Wasser und versank, so daß es Keinem mehr nützlich sein konnte.

Das letzte Strohhälmchen, an welches sie sich noch hätten anklammern können, der letzte Funken von Hoffnung war ihnen jetzt genommen. Jetzt sahen sie nur noch den sichern Tod vor Augen! Schon waren manche ertrunken oder getödtet im grausigen Kampfe um das Leben, aber noch lebten 32 Personen auf dem Schiffe und Schreie des Wahnsinnes, Schreie, so herzzerreißend, wie Du sie noch niemals gehört hast, lieber Leser, hörte man jetzt und selbst über die harten Gesichter der Matrosen im Langboote rollten Thränen des Mitleides.

Aber sie konnten Niemand mehr retten, denn das Boot war voll; sie mußten die Unglücklichen ihrem Loose überlassen. Schau, wie sie jetzt mit gerungenen Händen irrsinnig auf dem Brandschiffe herumlaufen und bald auf

den Boden stürzen und die Arme gegen den Himmel ausstrecken, bald sich die Haare ausraufen und Verwünschungen ausstoßen und Lästerungen gegen Gott, der sie nicht retten will.

Und schau dort jene Mutter, wie sie ihr Kind hoch emporhebt gegen den Himmel und ihm in der Verzweiflung die Fingernägel tief eindrückt in das zarte Fleisch, so daß es fürchterlich anfängt zu schreien und die Händlein ausstreckt vor Schmerz und nicht begreifen kann, wie die Mutter, die liebe, gute Mutter, welche es seither immer so zärtlich geherzt und geküßt hat, ihm auf einmal so weh thut; sieh, jetzt schleudert sie das Kind mit ihren emporgehobenen Händen tief in das Meer und stürzt ihm mit einem gräßlichen Schreie nach und eine Minute darauf sind Kind und Mutter todt und schlummern in kaltem Wasser, aber nein, schon leben sie wieder und ihre Seelen sind vereint droben vor dem Throne Gottes; die Mutter hat ihr Kind wieder und klar und hell sieht sie jetzt den Grund ein, warum Gott, der allbarmherzige und gütige Vater, das entsetzliche Unglück, den gräßlichen Tod so vieler geduldet hat.

Sie sieht jetzt, wie ihr Kind einst im Zuchthause geendet haben würde, bei längerem Leben; sie sieht, wie sie selber die Ehe gebrochen und strafbaren, entsetzlichen Frevel begangen haben würde; und sie dankt und lobpreist nun Gott, daß er sie bewahrt durch den versöhnenden, frühen Tod vor dem ewigen Untergange der Seele. Und auch die Anderen sehen es jetzt ein, wie selbst die schrecklichen Zulassungen des Ewigen voll tiefer, undurchdringlicher Weisheit sind.

Und dort jener junge Mann, welcher gleich nach der Mutter mit dem Kinde in das Meer sprang, er hat in Amerika ein braves Mädchen, die Freude und der Stolz armer Eltern, verführt; hat sie hohnlachend im Elend gelassen und schon hat er sich gefreut auch in Europa neue Schandthaten zu begehen, aber Gottes Hand hat ihn ereilt und nimmer vermag er seine Pläne auszuführen. Ja, am Throne Gottes, da sieht der Mensch

hell die Lenkungen und die unendliche Weisheit des Herrn. Gottes Fügungen sind wunderbar; wir sind kurzsichtig und lassen uns täuschen durch trügerischen Schein und durch die Wirklichkeit des Augenblickes, aber Er, der Ewige, ist weise und sieht in die Vergangenheit und sieht in die Zukunft.

Wer darf sich also erfrechen und zu ihm sagen: „Warum machest Du es also!“ Doch schauen wir uns jetzt wieder nach unsern alten Bekannten um. Joseph und Thomas haben ihren nassen Freund Otto in trockene Kleider eingehüllt, welche die Matrosen ihnen gegeben haben, denn er war erst kürzlich von einer Krankheit genesen und bedurfte vor Allem der Pflege.

Es ging still zu im Boote; jeder dachte an sein trauriges Schicksal oder blickte auf das brennende Schiff, welches nach einigen Stunden mit den sich noch darauf Befindlichen unterging, nachdem es mit rothgelbem Scheine weithin das Meer furchtbar schön erleuchtet hatte. Es brannte auf dem Meere ab, wie der Docht einer Kerze.

Die ganze Nacht hindurch blieben sie in der Nähe, wo das Schiff untergegangen war, in der Hoffnung, daß vielleicht ein anderes Schiff das Feuer gesehen habe und heranfahre, um nachzusehen, aber sie täuschten sich, und trostlos steuerten sie am Morgen südöstlich. Ihre Lage war gerade auch nicht beneidenswerth, und wenn sie nicht in den ersten Tagen ein Schiff entdeckten, welches sie aufnehmen würde, so erwartete sie eine gräßliche Zukunft. An eine Insel zu kommen, durften sie nicht im Geringsten rechnen, denn in diesem Theile des Weltmeeres, wo sie sich eben befanden, gibt es keine Inseln. Um nach Europa zu gelangen brauchten sie mit ihrem elenden Schifflein, selbst wenn der Wind ganz günstig wehte und das Meer ganz ruhig blieb, doch gegen drei Wochen, aber dazu bedurften sie vor allen Dingen Lebensmittel und Wasser. Ihr ganzer Vorrath bestand jedoch nur in zwei Tonnen Zwieback, welche man in das Boot gethan hatte, weiter war nichts vorräthig, denn ge=

rade in jenem Theile des Schiffes, wo die Vorrathskammern waren, war der Brand ausgebrochen, so daß man weiter nichts zu retten vermochte. Der Zwieback reichte vielleicht auf zwei bis drei Tage aus, dann halten sie nichts mehr, und ebenso mangelte ihnen das Wasser und die Qualen des Durstes sind die schrecklichsten Qualen und der Tod des Verschmachtens einer der entsetzlichsten, der sich denken läßt. Die Eingeweide werden nach und nach trocken, es brennt im Halse, als ob heißes Eisen darin läge, die Augen treten aus den Höhlen und der Mensch wird irrsinnig und weißt nimmer, was er thut vor Verzweiflung. Es sind schon mehrmals Fälle vorgekommen, wo Schiffbrüchige, die auf dem Meere herumgetrieben worden sind, gelost haben, wer zuerst sterben solle und demjenigen, den das Loos getroffen hat, wurden die Adern aufgeschnitten und die andern Menschen saugten sein Blut, nur um ein wenig den Durst zu stillen. Und ein solches Loos und ein noch gräßlicheres, wenn auch der Zwieback ausging, erwartete unsere Freunde auch, wenn keine Rettung erschien. Ja, in solchen Lagen empfindet man erst den unschätzbaren Werth des Wassers, dieser köstlichen und gesunden Gottesgabe. Es war freilich Wasser genug da, so weit das Auge reichte nichts als Wasser, aber es war Meerwasser und das ist so scharf und salzig, daß schon einige Tropfen davon im Stande sind, den brennendsten Durst zu verursachen, statt ihn zu löschen.

Da saß nun Onkel Maierhuber und in seiner Rocktasche befand sich eine lederne Brieftasche, mit einem Wachstuch umbunden und in der Brieftasche lagen über vierzigtausend Gulden in guten Wechselpapieren, und all dieses Geld, um dessen Besitz viele Menschen ihre Ehre und Unschuld, ihr reines Gewissen und ihre Kinder preißgegeben hätten, konnte ihm keinen Tropfen Wasser verschaffen, konnte ihn nicht vom Tode erretten.

Ja, ja, es gibt Zeiten, wo man sieht, daß uns das Geld, an welchem wir mit Leib und Seele gehangen haben und das unser liebster Freund gewesen war, verläßt und daß wir nichts damit anfangen können. Du

hast das vielleicht selbst schon gefunden, geneigter Leser, wo Du krank gewesen bist und hättest viel, viel Geld dafür gegeben, um wieder gesund zu werden.

Jetzt hörte man nimmer das Fluchen der Matrosen, kleinlaut saßen sie am Ruder und versuchten zu beten; ach, mancher hatte es verlernt und jetzt sah er mit Schrecken, daß er nicht einmal das Vaterunser auswendig wußte. Jetzt fraß die Reue an ihrem Herzen, wie ein hungriger Geier am Aase.

Und Thomas! Ach, dem war jetzt auch alle Philosophie und die Lust an Abenteuern vergangen. Wie ein armer Sünder saß er da und starrte auf den Boden. „Ach, Joseph," sagte er schmerzlich, „ach, Joseph, warum habe ich auch Eltern und die Heimath verlassen und jemals einen Fuß aus Europa gesetzt; ach, wie gerne würde ich jetzt tauschen mit dem Handwerksburschen oder mit dem Bettelmann, der an meines Vaters Thüre kommt und ein Stücklein Brod oder einen Kreuzer erhält."

Joseph war nun zwar selber kaum im Stande sich zu trösten, aber wie er Thomas so kläglich seufzen und jammern hörte und seine bejammernswerthe Miene sah, versuchte nun sich selbst und ihn zu trösten und sagte: „Nun, wer wird denn gleich auch das Schlimmste fürchten, Thomas; Gott hat uns ja schon mehrmals und gerade eben wieder so wunderbar errettet, er kann uns auch ferner helfen; vielleicht treffen wir bald ein Schiff, das uns aufnimmt, und wenn auch nicht, so kommen wir doch einmal alle wieder zusammen, droben im Himmel."

„Ja Thomas, sei ruhig," sagte nun auch Herr Maierhuber, „schau, wir sind ja auch nicht besser daran, als Du. Sterben müssen wir doch einmal alle, und wenn es der Wille Gottes ist, daß wir hier auf dem Meere sterben sollen, nun dann in Gottes Namen und möge er diesen Tod dann als Buße für unsere Sünden annehmen und uns im Jenseits ein gnädiger Richter sein, Beten wir zu Gott, es ist das einzige, was wir noch

thun können; es kommt mir freilich auch hart vor, auf dem Wasser zu sterben, aber wir vermögen es ja doch nicht zu ändern, und so wollen wir uns das Verdienst unseres Leidens nicht rauben, durch Murren gegen Gott und das Schicksal."

„Ach, Onkel," jammerte Thomas weiter, „ich wollte ja auch zufrieden sein, aber es ist doch auch gar zu schrecklich, in der Fremde zu ertrinken, und nicht einmal in geweihter Erde begraben zu liegen."

Jetzt schauten sich der Onkel und Joseph bedeutungsvoll an, ohne aber ein Wort zu sagen, und auch Thomas fuhr nach seinen Worten zusammen, wie wenn ihn ein plötzlicher Gedanke niederbeugte. Er hängte den Kopf, wie wenn er gewaltige Reue über etwas empfunden hätte.

Was war es, was alle Drei so sonderbar berührte? Ich weiß es wohl. Sie wunderten sich alle, wie Thomas einst eines Abends, da sie beisammen in der Gartenlaube am Missi gesessen hatten, prahlerisch ausgerufen hatte: „Onkel, es ist ganz einerlei, wo man begraben liegt, und ob man noch vorher von einem Geistlichen eingesegnet wird, oder nicht. Ob man in den Wald verscharrt oder auf den Kirchhof begraben, oder ob man nach dem Tode verbrannt oder in's Wasser geworfen wird, das ist ganz gleichgültig."

Jetzt, wo er an der Schwelle des Todes saß, fielen ihm diese Worte schwer auf's Herz. Jetzt hätte er viel darum gegeben, ordentlich in geweihter Erde begraben zu werden, statt im Wasser von einem Raubfisch zerbissen zu werden. Ja damals, wo er in Sicherheit gewesen war, da ließ sich leicht den Großen spielen und Tod und Grab verachten, aber jetzt, jetzt!

O wie einfältig, wie prahlerisch hatte er doch schon so oft geredet. Wo war jetzt sein Muth? Wird ihn jetzt Gott wieder retten, da er ihn schon mehrmals verläugnet und seiner gespottet hatte? Sah er nicht ganz deutlich jetzt ein, daß Gott langmüthig sein kann, aber

früher oder später doch einmal straft und seine rächende Hand zeigt.

Sein ganzes Leben fiel ihm nun ein. Klar und deutlich sah er sein ganzes seitheriges Treiben vor sich liegen. Er war sich keines Verbrechens bewußt, er hatte nichts gethan, was ihn vor der Welt in Schanden gebracht hätte, aber er hatte viel gethan, wodurch er in Schanden vor Gott gekommen war. Er war glaubenslos geworden und er hatte den Vater und noch andere mit hineinreißen wollen in die Glaubenszweifel; er hatte den Frieden frommer Menschen zerstören wollen durch seine spöttischen, religionslosen Gespräche. Aber nun kam Gott und sprach: „Bis hierher und nicht weiter."

Jetzt erfaßte auch Thomas Schauder und Grauen. Er erhob seine Augen und blickte starr auf die ungeheure, weite Wasserwüste, ach sie kam ihm weit schrecklicher vor, als die Savanne, wo er wenigstens noch festen Boden unter sich gehabt hatte. Reue, bitter Reue, wahre Reue, erfaßte ihn jetzt und demüthig erhob er seine Augen zum Himmel. Nun schaute er hinauf und seit langer Zeit, seit der Kinderzeit her, betete er zum ersten Male wieder mit einem Ernste und einer Inbrunst, welche nur die Herzen derjenigen kennen und zu fühlen vermögen, welche die reinste Liebe zu Gott besitzen, oder in ähnlicher Todesgefahr geschwebt haben. Joseph und sein Vater ließen ihn nun ganz in Ruhe, denn sie fühlten, was in seinem Innern vorgehe und sie beteten ebenfalls für sich und für Otto und alle Lieben.

Und als nun Thomas gebetet hatte, herzlich und lange und innig, da kam eine wunderbare Ruhe in ihn; alle Furcht vor dem Tode war gewichen. Unverzagt schaute er in das Wasser, welches sein Grab werden sollte. Der Friede Gottes, jener Friede, den nicht die Welt, sondern nur Gott geben kann, war in sein Herz eingekehrt.

Er fühlte jetzt selbst, daß er ein anderer werden würde, wenn ihn Gott nochmals errettete, aber er dachte nicht mehr an Rettung, er hatte sich auf den Tod ge-

faßt, um wenigstens versöhnt mit dem Himmel vor den Richter treten zu können. Der ganze Muth war ihm wieder gekehrt; er hatte jetzt den Muth des Christen erhalten, der sich demüthig ergibt in den Willen des Ewigen, der sich beugt vor seinem Rathschlusse; er war ein anderer geworden.

Es gibt Tugenden, lieber Leser, Tugenden, welche für das Leben im Glücke genügen, nämlich edle Gesinnungen, Wohlthätigkeit, Nächstenliebe und Erfüllung der Berufspflichten; diese führen sicher durch das Leben und man könnte sie die Religion der Glücklichen nennen; aber es gibt auch eine Religion der Unglücklichen, wo nicht die bürgerlichen Tugenden allein, sondern wo vor allem und allein die Christentugenden nöthig sind, nämlich Demuth, Entsagung und Zuversicht auf eine höhere Liebe. Für den Mann ist das hoffende Gottvertrauen in jeglicher Lage allein die einzige Rettung aus Gefahr oder Noth; denn das geduldige und unerschütterliche Gottvertrauen erweckt das Selbstvertrauen, welches uns Muth gibt und standhaft macht, und den festen Willen hervorbringt, sich nicht von dem Unglücke ganz beugen oder erdrücken und kraftlos machen zu lassen. Das Gottvertrauen macht uns stark zum Kampfe und zur Arbeit.

Die neue und alte Welt verschwand gleichsam vor den Blicken der Schiffbrüchigen und eine andere, noch von keinem Menschenauge gesehene Welt trat mit allen Schrecken des letzten Gerichtes vor die Seele. Die Leute geriethen in Verzweiflung oder Reue und schlugen an ihre Brust.

Es war, als ob laut und vernehmlich der Herr zu ihnen spräche: „Wenn plötzlich das Unglück hereinstürzt und der Untergang wie ein Wetter droht, wenn Trübsal und Angst über euch kommt, dann wird man mich rufen, aber ich werde nicht hören, denn man wollte nicht, als ich rief; man achtete früher nicht darauf, als ich meine Hand ausstreckte, man schlug in den Wind meine Strafreden."

So schien es und die meisten Männer im Schiffe

machten sich auch auf den Tod gefaßt; sie wurden ruhiger und sahen mit stummer Ruhe dem Weiteren entgegen.

Doch der allmächtige Herr droben im Himmel, der vor Feuer- und Wassergefahr, der zu Lande und auf dem Wasser retten kann, erbarmte sich ihrer.

Gegen Mittag des kommenden Tages sahen sie plötzlich in der Ferne ein Schiff. Alles gerieth in die unbeschreiblichste Aufregung. Tücher wurden an die Ruderstangen gebunden, emporgehoben und hin und her geschwenkt und der Jubel und die Freude der Schiffbrüchigen war grenzenlos, als man sah, wie das fremde Schiff geraden Weges gegen sie zufuhr. Freudenthränen sah man in den Augen eines Jeden, und emsig ruderten die Leute dem Schiffe entgegen, welches endlich anhielt, um die Verunglückten herankommen zu lassen.

Das rettende Schiff war ein englisches Kriegsschiff, welches bestimmt war, ein Bataillon Soldaten nach Ostindien zu bringen. Der Kommandeur des Schiffes nahm zwar die sämmtlichen Verunglückten gerne auf, erklärte aber auch sofort entschieden, daß es ihm unter keinen Umständen möglich sei, daß er die Leute an irgend einer europäischen Seestadt absetzen könne, da er eilen müsse, um Ostindien noch zu erreichen, ehe die gefährliche Jahreszeit mit ihren furchtbaren Stürmen anbreche. Sie mußten also mitfahren bis nach der Insel St. Helena, wo er anhalten werde, um frisches Wasser einzunehmen und Depeschen abzugeben, dort wolle er sie an's Land setzen und müßten sie dann eben dort so lange zuwarten, bis ein anderes Schiff anlege, welches nach Europa fahre. Das war nun freilich, besonders für unsere guten Bekannten eine unliebe Nachricht, aber es war nicht zu ändern und sie waren überhaupt froh, daß sie gerettet waren, als daß sie unzufrieden geworden wären.

Thomas war zwar nun wieder außer der Gefahr, aber er verfiel nicht mehr in seinen früheren Leichtsinn zurück, denn er hatte zu sehr erkannt, wie der Mensch nur ein zerbrechliches, elendes Geschöpf sei.

„O mein Gott,“ betete er einmal aus tiefster Brust, als er auf dem Verdecke stand und in das weite Meer hinaussah, „o mein Gott und Herr! sei gepriesen für alles, was Du an uns bewiesen. Du sollst fortan meine einzige Zuversicht sein.“

Der Umgang mit Otto Bergheim gewährte Thomas und Joseph manche angenehme Stunde und das engste Freundschaftsbündniß entstand zwischen den drei Jünglingen. Auch Herr Maierhuber weilte gerne in seiner Gesellschaft, denn er hatte in ihm mit Erstaunen einen jungen Mann mit guten, christlichen Grundsätzen gefunden.

Eines Tages fragte Herr Maierhuber in Gegenwart von Thomas und Joseph ihren neuen jungen Freund, wie es ihm denn in New-Orleans gefallen habe, worauf Otto zur Antwort gab: „Da bin ich überfragt, Herr Maierhuber, ich habe von dem Leben und Treiben dieser Stadt wenig kennen gelernt; des Tages über brachte ich meine Zeit im Geschäfte zu; Abends blieb ich zu Hause und las oder studierte englisch und an Sonntagen machte ich blos einen Spaziergang und nahm in einem soliden Wirthshause eine Erfrischung ein; in Spielgesellschaften, auf Tanzböden, zu den Hahnenkämpfen und ähnlichen Vergnügungen ging ich nie. Als ich von meinen lieben Eltern Abschied nahm, sprach mein Vater noch als letzte Worte: „„Lieber Otto! Du reisest nun in die weite Welt und wirst allein sein, ohne wohlmeinende christliche Freunde, welche Dir zur rechten Zeit mit Rath und That an die Hand gehen; Du wirst Verführungen aller Art ausgesetzt sein und man wird über Dich spotten und sich lustig machen, wenn Du noch Religion zeigst und eingezogen lebst. Aber frage nichts darnach, dann bringst Du die Spötter am Schnellsten zum Schweigen. Frage allein nach Gottes Geboten und vergiß das Gebet nicht, dann wird Gott Dir auch mit seiner mächtigen Gnade beistehen.““ So sprach mein lieber Vater und deßhalb habe ich mich sowohl von den Gesellschaften leichtsinniger junger Leute, als von den mei-

sten gewöhnlichen Lustbarkeiten fern gehalten und ich bin überzeugt, daß der Herr mich wegen der Erfüllung der väterlichen Lehren so wunderbar aus schwerer Krankheit und aus Feuers- und Wassersnoth errettet hat, wofür ich ihm nie genug danken kann.“

Kein Wunder, wenn unsere alten Bekannten diesen braven Jüngling immer lieber gewannen.

Endlich kam das Schiff auf der Insel St. Helena an, wo die Verunglückten an's Land gesetzt wurden. Der Gouverneur, der die oberste Person auf der Insel war, trug alsbald Sorge für ihr Unterkommen. Der Kapitän der Artesia blieb bei ihm als Gast, die Matrosen erhielten Beschäftigung verschiedener Art bis zur Ankunft eines anderen Schiffes, während die übrigen Privatpersonen theils auf ihre Kosten lebten, theils wurde ihr Unterkommen und ihr Lebensunterhalt von den wohlhabenderen Schicksalsgenossen oder auf Kosten der englischen Regierung bestritten.

Viel zu sehen ist auf St. Helena nicht, denn die Insel ist kaum zwei Stunden groß, aber sie ist merkwürdig geworden, weil hier Kaiser Napoleon sein Leben beschloß. Hier mußte der Mann, welcher so viel Unglück über Länder und Völker brachte, und dessen Worte unzählige Tausende in Tod und Elend jagte nnd dem die Welt zu klein war, strenge bewacht, die letzten Jahre seines Lebens zubringen.

Bereits sieben Wochen hatten Maierhuber und die Uebrigen auf der Insel zugebracht, als endlich ein portugiesisches Handelsschiff erschien, auf dem sich Maierhuber und die Meisten einschifften. In Lissabon, der Hauptstadt Portugals, angekommen, fuhren sie hierauf mit verschiedenen anderen Schiffen in ihre Heimath, und Thomas und seine Begleiter, welche über England nach Hamburg gefahren waren, gaben von Hannover aus den Ihrigen Nachricht über ihr Unglück und ihre Rettung.

Zehntes Kapitel.

Weihnachten auf dem Lande.

Als in Hellbrunn, wo unterdessen alles seinen gewöhnlichen Gang gegangen und nichts Besonderes vorgefallen war, die Nachricht eintraf, daß Thomas mit seinem Onkel und dessen Sohne auf dem Schiffe Artesia Amerika verlassen habe und in etwa vier Wochen in der alten Heimath eintreffen würden, da war der Jubel und die Freude in der Familie des Lindenbauers unbeschreiblich. Das hatte der Lindenbauer selbst nicht einmal im Traume gedacht, daß sein Bruder noch einmal nach Hellbrunn kommen würde, wenigstens nicht, um für immer dazubleiben und jetzt sollte er doch kommen, ganz unerwartet und mit merkwürdig viel Geld, um für immer in Hellbrunn zu bleiben. Der Lindenbauer traute kaum seinen Augen; mehr als zehnmal las er den Brief, ob's denn auch wirklich darin stünde, oder ob er nur falsch gelesen oder wachend geträumt habe. Aber es stand wirklich im Briefe, daß er komme.

Der Lindenbauer ging jetzt noch einmal so stolz umher, als seither und den Kopf streckte er immer, wie ein krähender Hahn, empor, aber keinem Menschen, nicht einmal seinen Dienstboten oder dem verschwiegenen Jakob, theilte er mit, daß sein Bruder kommen werde, denn dies sollte eine Ueberraschung für's Dorf geben und seiner Frau und Tochter, die allein darum wußten, verbot er auf das Nachdrücklichste, gegen irgend Jemand etwas davon merken zu lassen und beide waren auch mäuschenstill davon, so schwer es sie auch ankam. Aber daß der Thomas ankommen würde, das wurde allen gesagt.

Jetzt ging in dem Lindenhof das Putzen an allen Ecken los; alles mußte gefegt, gewaschen und hübsch her-

gerichtet werden und die Lindenbäurin kaufte sich mancherlei Dinge in der Stadt, damit die werthen Ankömmlinge gut essen und wohnen konnten, bis sie eine eigene Wohnung hätten.

So verging, indem man fast jede Stunde zählte, ein Tag und eine Woche nach der anderen und schon war die Zeit da, wo die sehnlichst Erwarteten hätten ankommen sollen. Und wieder verging Tag auf Tag, ohne daß man eine Spur von Thomas und seinen Begleitern sah oder hörte.

Im Lindenhof fing man nun an unruhig zu werden, und als etwa vierzehn Tage über jene Zeit verflossen waren, in welcher die Amerikaner hätten ankommen sollen, schrieb der Lindenbauer nach Hamburg an eine Schiffsagentur und bat um Nachricht, ob das Schiff „Artesia“ noch nicht angekommen sei. Wenige Tage darauf erhielt er die Antwort, daß man das genannte Schiff zwar schon vor ein paar Wochen erwartet hätte, aber bis jetzt ohne jede Nachricht über dasselbe geblieben sei. Sobald man übrigens etwas Näheres erfahre, würde man es unverzüglich melden.

Nun verwandelte sich die bisherige Freude im Lindenhof in Trauer und mit bekümmertem Gesichte sah man die Leute ihren Geschäften obliegen und gar oft sah man die Lindenbäurin mit verweinten Augen.

Die Betrübniß wurde noch größer, als ohngefähr vierzehn Tage nach dem ersten Hamburger Schreiben ein zweites Schreiben von dort ankam, worin man dem Lindenbauer meldete, daß das Postschiff „Hamonia“ die Nachricht gebracht habe, daß sie etwa auf der Hälfte Weges zwischen Amerika und Europa mehrere zum Theil verbrannte Schiffstrümmer auf dem Meere hätten umhertreiben sehen, die unzweifelhaft von der Artesia, die somit durch einen Brand verunglückt sei, herrührten. Ob Jemand durch die Boote oder durch andere Schiffe gerettet worden sei, darüber wisse man bis heute nichts, trotz allen Nachforschungen, die man angestellt habe.

Das war nun eine traurige Botschaft! Die Lindenbäurin wurde fast blind vor vielem Weinen, doch blieb sie sonst gefaßt, und immer hielt sie noch ein Restchen von Hoffnung in ihrem Herzen fest. Täglich sah man sie jetzt zu der kleinen Marienkapelle im Wald hinausschreiten, um die Fürbitte Mariens ungestört anrufen zu können.

Aber auch der Lindenbauer ging jetzt oftmals in seine Schlafkammer, wo unter einem Kruzifixe eine schöne Muttergottes-Statue auf dem Tische stand und betete dort inbrünstig für sich um Verzeihung und um Hilfe oder Gnade für seinen Sohn und Bruder. Und auch die Kirche besuchte er jetzt wieder regelmäßig, so daß die Hellbrunner heimlich zu einander sagten, der Lindenbauer sei wieder katholisch geworden.

Ja, in der Noth und im Elend, oder in Trübsalen fängt der Mensch wieder an zu Gott dem Herrn aufzublicken, und ihn als den Helfer und Heiland und Richter anzusehen, während man eigentlich glauben sollte, die Menschen müßten im Glücke und in guten, freudigen Tagen noch eher und lieber seiner gedenken und seine Gebote halten und in ihm ihr Heil erkennen. Aber eben, weil die Geschöpfe in besseren Tagen meistentheils ihren Schöpfer vergessen, so sendet er, damit sie wieder als Kinder zu ihm aufblicken, so manche Trübsale.

So verflossen drei Monate und noch immer war keine weitere Nachricht eingelaufen. Der Stolz des Lindenbauers war gänzlich gebrochen und in kurzer Zeit hatte der Gram auf seinem Gesichte Furchen gezogen, wie die Pflugschaar auf dem Ackergrund, größere und mehr als seither das Alter.

Ja, das Elend und der Gram sind zwei Geschwister, welche den Menschen gewaltiger packen, als das Alter. Wie an heißen Augusttagen, so ging jetzt gebückt der trostlose Vater umher, aber nicht die Sonne beugte das Haupt, denn man hatte bereits Winter.

Ach, da war's doch früher ganz anders gewesen.

Wenn das Laub abfiel von den Bäumen, wie die Haare vom Kopfe alter Menschen, und wenn der Schnee draußen umher wirbelte und den Boden wie mit einer blendend weißen Leinwand bedeckte und wenn man in Feld und Wald nichts mehr sah und hörte, als den Jäger und den Büchsenknall und den Axthieb des Holzhauers, welcher Holz fällte, da war es dann um so traulicher im Hause des Lindenbauers geworden. Man bildete dann so eine recht innige Familie und wenn man den kurzen Tag über die Garben gedroschen und andere winterliche oder nöthige Arbeiten verrichtet hatte, dann setzte sich Abends alles in die warme, behagliche Wohnstube und dann wurde lustig und fröhlich geplaudert oder gesungen; oder ein Spielchen gemacht, oder vorgelesen und es kamen am Abend immer etliche aus dem Dorfe und die Weibsleute brachten ihr Spinnrad und die Mannsleute ihr Pfeifchen mit.

So hat der gütige Schöpfer in jede Jahreszeit Freuden gesäet.

Aber diesmal ging es nicht so fröhlich her. Der Lindenbauer hatte keine große Lust mehr zum Plaudern und der Lindenbäurin und der Elise stand das Weinen auch immer näher, als das Lachen und Scherzen und Jakob mochte auch nimmer mit seinen Schnurren und Witzen herausrücken, denn der Thomas, der immer so gern und so freundlich mit ihm geplaudert und in jedem Brief einen Gruß an ihn geschickt hatte, war ihm an die Seele gewachsen, wie man zu sagen pflegt, aber steif und fest glaubte er, daß er ihn noch einmal zu sehen bekomme und machte auch seiner Meisterschaft immer frische Hoffnung. Gründe, welche recht stichhaltig waren, hatte er freilich keine, aber auf einmal ging ihm ein Licht auf.

Wenige Tage vor Weihnachten nämlich wurde in der benachbarten Amtsstadt der übliche Christmarkt abgehalten, der denn auch von den Hellbrunnern immer zahlreich besucht wurde. Auch Jakob war schon Vor-

mittags in die Stadt gewandert, weil die Jahrmarktstage für das Landvolk für kleine Feiertage gelten, wo man die Arbeiten ruhen läßt. Da fand er denn bei einem Krämer, der nebst Hosenträgern, Feuerzeugen und ähnlichen Dingen, auch mit Gebetbüchern und Liedern und Volksbüchern handelte, ein Büchlein, dessen Titel ihn ungemein interessirte.

Der Titel hieß nämlich: „Geschichte von dem Untergange des Schiffes Medusa, welches in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten August 1832 auf hohem Meere verbrannte, wobei 314 Personen elendiglich um's Leben kamen, 62 Personen aber höchst wunderbar gerettet wurden. Sehr merkwürdig und lehrreich zu lesen, mit hübschen Bildern."

Das war Wasser auf Jakob's Mühle. Das Büchlein mußte er haben, koste es, was es wolle. Er fing an mit dem Krämer zu handeln und stellte ihm dabei vor, wie er noch jedes Jahr ein Büchlein bei ihm gekauft habe und auch in Zukunft ihm immer etwas abkaufen werde und als er endlich glücklich einen Groschen abgehandelt hatte, da machte er sich, seliger als ein Kind, wenn es ein Bilderbuch und ein neues Kleidchen erhält, ohne weiteres auf den Heimweg und kam diesmal wider Erwarten zum Mittagessen in's Meisterhaus.

Als dann nach dem Essen die Meisterschaft auch auf den Markt in die Stadt ging, da legte er sich auf den Heuschober und las nun das ganze Buch von A bis Z aufmerksam durch, worin denn stand, daß 62 Personen sich von dem unglücklichen Schiff in ein Boot gerettet hätten, und nach langem, traurigem Herumfahren auf dem Meere auf eine kleine, aber schöne Insel gekommen seien, wo sie zwei Jahre lang zufrieden mit einander gelebt hätten und nachher durch ein spanisches Schiff, welches auf Gottes Fügung an dem kleinen Inselchen anhielt, um Wasser einzunehmen, aufgenommen und in die Heimath gebracht worden wären.

Als Jakob mit dem Lesen zu Ende war, da hatte er's heraus. Gerade so und gar nicht anders mußte es

auch dem Thomas gegangen sein. Er, für sein Theil, war jetzt ganz getröstet, denn er hatte ja in dem Buche gelesen, daß auf vielen Inseln gar köstliche Bäume wild wuchsen mit guten Früchten aller Art und daß man Fische und Thiere leicht fangen könne; also Hunger brauchte Thomas keinen zu leiden.

Er war jetzt so voller Gedanken, daß er nachher, als er dem Vieh Futter geben mußte, ein Dutzend lange Strohbündel, welche vom Dreschen her in der Scheune lagen, in den Futterkasten warf, statt Heu und gleich nach dem Nachtessen klagte er über Unwohlsein, um einen Vorwand zu haben, auf seine Kammer zu gehen, wo er denn die wichtigsten Stellen aus seinem Büchlein noch einmal herauslas und die ganze Nacht hindurch träumte er von einer schönen Insel und von Thomas und seiner Heimkehr.

Des anderen Tages nach der Morgensuppe, als er den Lindenbauer zufällig allein in der Scheune traf, da sagte er ihm, wie er einen ganz merkwürdigen Traum gehabt habe und erzählte ihm dann die ganze Geschichte, die er gestern gelesen und welche er angeblich geträumt hätte.

„Meister,“ so sagte er am Schluß, „Meister, ich hab' euch ja immer gesagt, daß der Thomas noch lebt und ich laß es mir nicht nehmen, der Traum hat etwas zu bedeuten. Aber das müßt ihr mir versprechen, an dem Tag, an dem er heim kommt, da muß ich Feiertag haben, denn ich bin im Stande und trinke einen Rausch vor Freude, obgleich ich so etwas noch nie gethan habe.“

Der Lindenbauer versprach es traurig lächelnd; er hatte gleich am Erzählen gemerkt, daß der Jakob die ganze Geschichte eigentlich nicht geträumt, sondern gelesen haben mußte, aber er ließ es sich nicht merken, um dem anhänglichen Knecht seine Freude nicht zu verderben.

So brach denn Weihnachten heran. Am Tage vorher da hatte es tüchtig geschneit, wie es die Bauern

gern sehen, denn „weiße Weihnachten gibt grüne Ostern" sagen sie.

Aber gerade an diesem Tage, wo alles sich auf das Christkindchen und das hochheilige Fest freut, wurde es dem Lindenbauern und seiner Frau ganz schwermüthig um's Herz.

„Wenn der Thomas noch lebt, wie wird es ihm jetzt wohl gehen?" So fragten sie sich oft in Gedanken; ja, die Lindenbäurin hatte sogar einmal gegen ihren Mann die Furcht ausgesprochen, der Thomas könne am Ende wohl gar noch Seeräubern in die Hände gefallen sein und müßte am Ende nun Sklavendienste bei einem Türken verrichten und gräßliche Martern leiden, aber der Lindenbauer hatte sie darüber beruhigt und ihr gesagt, daß so etwas jetzt nimmer geschähe, weil es keine türkische Seeräuber mehr gebe und keine Christen mehr als Sklaven verkauft werden dürften.

Allein trotzdem hatte das Mutterherz eben keine Ruhe und gegen zehn Uhr hing sie den Mantel um, nahm den Rosenkranz und trotz dem tiefen Schnee ging sie hinaus in den Tannenwald zur Muttergotteskapelle.

Etwa vierhundert Schritte vom Lindenhof entfernt steht nämlich auf der rechten Seite im Tannenwald eine kleine Kapelle, worin sich hinter einem Gitter, zu welchem der Lindenbauer den Schlüssel hat, ein kleiner Altar befindet mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, wie sie das Jesukindlein auf dem Arme trägt. Vor dem Gitter ist eine Bank und an hohen Festen des Herrn und der Mutter Gottes wird das Kapellchen hübsch verziert und von vielen Leuten besucht.

Das Ganze war eine Stiftung eines früheren Lindenbauers und hatte ihre Entstehung einer besondern Begebenheit zu verdanken, welche man auch an einer Tafel in der Kapelle abgemalt und beschrieben findet.

Im Jahre 1786 war nämlich die Tochter des damaligen Lindenbauers in den Tannenwald gegangen,

zwei Tage vor dem Fronleichnamsfeste, um Moos für einige Kränze zu sammeln, welche man an Festtagen am Hause aufhing. Sie hatte ihr fünfjähriges Schwesterlein Marie mitgenommen, welches in einiger Entfernung von ihr spielte und schließlich sich in einen trockenen, leeren Graben am Rande der Straße setzte und dort einschlief.

Da kam der Wagen des Adlerwirthes herbei, beladen mit einem Klafter Holz und die beiden Pferde zogen langsam dem Dorfe zu. Allein plötzlich springt in einiger Entfernung ein Hase im vollen Laufe aus der einen Seite des Waldes quer über die Straße heraus und verschwindet in der andern Seite und die Pferde, scheu geworden, sprengen rechts über den Graben und gerade an der Stelle, wo das schlafende Kind liegt. Durch den Graben aber am schnellen Weiterspringen verhindert, bleiben die zwei Pferde zitternd stehen und der zur Hälfte im Graben steckende Wagen bedeckt das Kind, welches nun aufwacht. Todtenbleich vor Schreck stürzt die Schwester herbei und siehe, da liegt ganz unversehrt das Kind unter dem Wagen, dessen Räder rechts und links neben demselben stehen.

Das Kind wurde gerettet und aus Dankbarkeit und zum Andenken an dieses Ereigniß, in welchem die Eltern den Schutz der hohen Namenspatronin sahen, ließen sie an jener Stelle das Kapellchen erbauen und die armen Kinder des Dorfes bekommen an jenem Tage immer ein Halstüchlein und drei Küchlein und jede Lindenbäurin hat diese Sitte bis heute gehalten und der Schutz Mariens hat noch stets den Lindenhof vor jedem großen Unglück bewahrt, denn mächtig ist die Hülfe der Himmelskönigin für alle, welche vertrauensvoll sie um ihre Fürbitte anrufen.

Und zu diesem Kapellchen eilte nun auch heute die Lindenbäurin, um dort ungestört ihrem gepreßten Herzen im Gebete Luft zu machen.

„Ach, liebe Mutter Gottes," sagte sie, „Du weißt ja am Besten, was eine Mutter um ihr Kind leidet.

Bitte doch für mich und wenn es Gottes Wille sein soll, daß ich mein Kind nicht mehr sehen soll, so hilf mich trösten und gib mir Gewißheit über seinen Tod und laß es nicht verloren gehen. Ich vertraue auf Dich, heilige Mutter, verlasse mich nicht in meiner Betrübniß."

Die Thränen erstickten jetzt ihre Stimme und sie weinte trotz der kalten Luft doch gar heiße, bittere Thränen. Ach, das Elternherz weint gar oft und viel in einsamen Stunden und in der Stille der Nacht um die Kinder; bald über ihre Unarten, bald über ihren gräßlichen, gottlosen Undank, bald aus Sorge über ihre Zukunft und ich will nicht hoffen, junger Freund oder liebe Leserin, daß auch Deine Eltern Ursache haben über Deinen Undank oder über Dein wüstes Leben zu weinen, denn die Thränen der Eltern werden zu einem Gewitterregen, und der Blitz von Gottes Zorn trifft schwer diejenigen, welche ihre Eltern mißachten.

Als die Lindenbäurin endlich wieder nach Hause ging, da war es ihr, wie wenn ein schwerer, mächtiger Stein, der auf ihrem Herzen gelegen hatte, hinweggewälzt wäre. Es war ihr auf einmal viel leichter um das Herz, seitdem sie alles dem Willen Gottes anheimgestellt hatte, und ihm, dem Allmächtigen, war ja nichts unmöglich; er konnte ihr, wenn es seine Absicht war, auch den Sohn wieder zurückgeben.

Getröstet kam sie zu Hause an und Nachmittags um drei Uhr ging sie mit dem Lindenbauer und mit Lisbeth und mit dem kleinen Friedle, den man als Waise in das Haus aufgenommen hatte, wie gewöhnlich, in die Kapelle hinaus, um sie auf die Festtage zu verzieren und sie wie eine Krippe zu schmücken. Das geschah so alle Jahre.

Als sie heimkamen war es bereits dunkel und das Licht mußte angezündet werden und gleich nachher gingen die Lindenbäurin und Lisbeth und die Magd und Hans, wie es dort Sitte ist, zur Kirche und nur der

Lindenbauer und Jakob blieben zu Hause nebst dem Friedle.

So wurde es halb sechs Uhr; der Lindenbauer saß eben in der Wohnstube und las das Evangelium auf Weihnachten und Jakob war in der Scheune und schnitt etwas Futter, während Friedle Welschkorn aushülste.

Auf einmal geht die Hausthüre auf und man hört, daß sich Jemand den Schnee abschüttelt, denn es fing bereits wieder an, leicht zu schneien, und wie hierauf Jakob neugierig zu der Thüre, welche aus der Scheune in den Hausgang führt, den Kopf hinausstreckt, da sieht er den Amtsboten eben in's Zimmer treten mit seiner ledernen Packtasche an der Seite.

Wie der Blitz läuft er ihm hinten nach in das Zimmer, denn er dachte nicht anders, als der Bote müßte einen Brief von Thomas oder sonst eine Nachricht über ihn haben.

„Was bringt ihr Neues, Peter?“ fragte der Lindenbauer, „legt ab und Du Jakob hole einen Schluck, denn es ist kalt und der Peter wird ein Gläschen guten, alten Wein nicht ausschlagen. Es ist heute Weihnachtsvorfeier und da muß man es nicht so genau nehmen.“

„Dank euch, Lindenbauer,“ sagte da der Amtsbote, „aber ich kann mich nicht lange aufhalten, ich hab' mich ohnehin schon verspätet und muß auch in Neuberg drüben noch etliches abgeben.“

Allein trotzdem trank er das Glas doch aus, welches Jakob ihm einschenkte.

Mittlerweile hatte er aus seinem Amtssack ein Paquet herausgelangt und sich dafür bescheinigen lassen. Das Paquet war gegen sechs Pfund schwer und ganz kostenfrei und hatte das Postzeichen Hannover und die Handschrift mit der Adresse war eine ganz fremde.

Der Lindenbauer zitterte, als er dies bemerkte und es stiegen in ihm allerlei traurige und düstere Gedanken auf, als könnte das Paquet nur die Todesnachricht und

ein paar Ueberbleibsel der Hinterlassenschaft oder ein Andenken von seinen Lieben enthalten, was ihm vielleicht von Amtswegen zugeschickt würde. Hannover war über hundert Stunden weit von Hellbrunn weg und er hatte dort keine Bekannten, also mußte das Paquet von seinem Sohne und Bruder Nachricht enthalten.

Es wurde ihm ganz schwarz vor den Augen und Peter mochte kein lästiger Zeuge des Schmerzes sein, daher entfernte er sich auch gleich, obgleich er nicht wenig von der Neugierde geplagt war, allein er dachte, er werde schon ein andermal die Neuigkeit hören.

Das waren nun verlegene, trübselige Gesichter, welche nachher der Lindenbauer und Jakob machten, als sie allein waren, denn auch dem Letzteren wurde es nun, wo es sich entscheiden sollte, ob Thomas noch lebe oder nicht, recht bange um's Herz.

Jetzt nahm auf einmal der Lindenbauer sein Pelzkäpplein ab, faltete die Hände und sprach: „Vater im Himmel, Dein Wille geschehe im Himmel, wie auf Erden. In Gottes Namen aufgemacht, denn einmal muß es doch geschehen und es ist besser, es geschieht jetzt, als wenn die Weibsleute zu Haus sind. Ich kann sie dann im schlimmsten Falle darauf vorbereiten."

Dann öffnete er zitternd das Paquet und das Erste, was ihm in die Augen fiel, waren zwei offene Briefe, die darin lagen. Er warf schnell einen Blick darauf, aber kaum hatte er auf dem ersten die Aufschrift: „Hannover, den 16ten Dezember 1853. Vielgeliebte Eltern" gelesen, und Thomas Hand erkannt, da rief er laut aus:

„Allmächtiger Vater im Himmel, hab' Dank, tausend Mal Dank für Deine Gnade und Barmherzigkeit."

„Hurrah! Herr Gott Dich loben wir! Meister! Gelt, was hab' ich immer gesagt!" so schrie jetzt Jakob voller Freude und dabei machte er einen solchen Luftsprung, daß er mit dem Kopfe an die Decke stieß und der Boden erzitterte vor seinem Hopfer, so daß

Friedle, der gar nicht wußte, was dieser Lärm zu bedeuten habe, in aller Eile in das Zimmer sprang, wo er gar nicht klug daraus werden konnte, als er sah, wie der Meister weinte, während der Knecht lachte und jubelte.

„Aber jetzt wollen wir doch auch lesen, was denn in dem Brief steht," sagte der Lindenbauer und Jakob vergaß diesmal vor lauter Freude allen Respekt und setzte sich neben den Meister und guckte mit ihm in den Brief, welchen der Erstere hierauf vorlas.

Thomas theilte ihnen ziemlich kurz das Wichtigste mit, was meine lieben Leser bereits im vierten und fünften Kapitel erfahren haben und der Brief schloß damit, daß er allen den Seinigen glückliche Feiertage wünsche und daß er gestern in Hannover angekommen sei, wo sie ein paar Tage verweilen müßten, weil der Vetter dort einiges Geld auf seine Wechsel erheben wolle und dann habe er Otto versprechen müssen, die Feiertage in Mainz bei der Bergheim'schen Familie zuzubringen, aber um das Neujahr würden sie dann in Hellbrunn eintreffen.

Der zweite Brief bestand nur aus einigen Zeilen und war vom Vetter und enthielt Glückwünsche auf die Feiertage und die Bemerkung, daß er jede Erzählung bis zu seiner Heimkunft erspare.

Im Paquete lagen einige Geschenke, feine seidene Halstücher für die Lindenbäurin und Lisbeth, eine prächtige goldene Uhr für den Lindenbauer und für Jakob ein Pfund vom feinsten englischen Tabak mit einem herrlichen Tabaksbeutel und sonst allerhand Kleinigkeiten für Alle.

„Soll mich der Kukuk holen," schrie jetzt Jakob voller Freude, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, was er sonst noch nie gethan hatte, „wenn ich meiner Lebtag einmal ein solches Weihnachten erlebt habe, wie jetzt. Nein, aber daß der Thomas so an mich denkt, das vergesse ich ihm in alle Ewigkeit nicht. Wenn

ich nur wüßte, wenn sie heimkämen, es müßten mir alle Knechte und ledigen Bursche auf's Roß sitzen und ihm entgegen reiten.

Auf diese Weise plauderte der ehrliche Jakob noch lange fort und auch Friedel, nachdem er begriffen hatte, um was es sich handelte, wurde jetzt politisch und faßte sich ein Herz und sagte schüchtern: „Gelt, Meister, jetzt legt ihr auch ein gut Wort für mich bei der Meisterin ein, daß ich ein neues Wamms mit Sechserknöpfen krieg?"

„Versteht sich," sagte nun der Lindenbauer, „versteht sich. Du sollst auf's Neujahr ein neues Wamms bekommen und noch dazu mit Halbguldenknöpfen."

„Meister," plauderte nun Jakob weiter, „ich mein, ich muß grad nur in die Kirche springen und es der Meisterin sagen und wenn es nicht Weihnachtsabend wäre, so thäte ich jetzt von Haus zu Haus laufen und und alles erzählen. Es druckt mir das Herz schier ab, daß ich's nicht gleich allen sagen kann. Nein, aber was wird die Meisterin dazu sagen! Herrgott, ich glaub', da kommt sie!"

Eben ging die Thüre auf, aber es war nicht die Lindenbäurin, sondern Hans, der jedoch auch nicht wenig Freude hatte, ob der glücklichen Nachricht.

Aber als nachher Lisbeth und die Magd und noch später die Mutter heimkehrte, ach, lieber Leser, da hättest Du die Freude sehen sollen von allen. Dreimal mußte der Lindenbauer den Brief lesen und die Lindenbäurin zitterte, trotz der Freude, an allen Gliedern, als sie die schreckliche Gefahr und die gräßliche Noth hörte, in welcher Thomas gewesen war und sie konnte Gott nicht genug danken und loben für seine Gnade.

Schau, lieber Leser, es gibt bisweilen eine so große Trauer und eine so große Freude, daß man es nicht genugsam beschreiben kann; ich lasse es daher auch bleiben und sag' Dir nur so viel, als es elf Uhr in der Nacht war, da hatten sie vor lauter Freude und Geplauder noch keinen Bissen gegessen und getrunken; es

war ganz vergessen worden zu Nacht zu kochen und hungrig, aber doch satt, gingen sie zu Bett, wo sie noch lange Zeit schwatzten und lachten.

Noch wußte es kein Mensch im Dorfe, denn der Lindenhof war ja etwas von dem Dorfe weg und an diesem Abend kam Niemand, weil die meisten Leute zur Beichte gingen oder mit Putzen und Aufräumen beschäftigt waren und Hausandacht hielten.

Auch als die Frühmesse vorüber war, wußte es noch Niemand, denn alle vom Lindenhof waren still gewesen von der Sache, aber als nachher die Lindenbäurin die üblichen Christgeschenke austheilte, wozu der Lindenbauer für die Dienstleute jedem noch ein paar Kronenthaler extra legte, da konnte Jakob es kaum erwarten bis die zweite Messe um sieben Uhr anfing, um dann nachher die Neuigkeit auch weiter mittheilen zu dürfen.

Nach der zweiten Messe gingen der Lindenbauer und seine Frau und Tochter in's Pfarrhaus, um dem Pfarrer die Briefe zu zeigen und die Freudenbotschaft zu verkünden, während Jakob und Hans in's Adlerwirthshaus gingen, wo bis zum Anfang des Hochamtes gewöhnlich die Bauern zusammen kamen, um einen Schoppen zu trinken.

Jakob wollte diesmal expreß in den Adler, wo sich gewöhnlich die verheiratheten Bauern versammelten und während er gegen das Wirthshaus zuschritt, sagte er zu Hans: „Weißt Hans, ich geh' zwar nicht gern am Vormittag in's Wirthshaus und es gehört sich auch nicht, besonders für Unsereinen schon gar nicht, aber wenn man so etwas weiß, wie ich jetzt, da muß man unter die Leute und es erzählen. Es ist einmal so, darum heißt es auch: „„Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über."" Was werden diesmal die Leute die Ohren spitzen, wenn ich ihnen das alles erzähle. Gib einmal Acht, Hans, heute bin ich eine wichtige Person und die Bauern, die einen Knecht sonst nur über die Achsel angucken, die werden mir heute zusprechen, als wenn ich der Schulze wär' und eine Gemeinde-

rede hielte. Und aufpassen sollen sie; ich will den Brief so auslegen, daß ich noch heute Abend daran zu erzählen habe."

So sagte Jakob, und Hans, der auch nicht ganz leer ausgehen wollte, sondern auch einmal eine wichtige Person spielen mochte, sagte zu Jakob: „Wenn sie euch etwas nicht glauben wollen, Jakob, nicht wahr, dann thut ihr mir den Gefallen, und beruft euch auf mich; ich werde ihnen dann sagen, daß ich selber den Brief habe vorlesen hören von Anfang bis zu Ende."

„Versteht sich," sagte darauf Jakob, „ich erzähl's und Du mußt es bezeugen."

Und stolz schritten sie dann mit einander in's Wirthshaus und die Bauern spitzten nicht wenig die Ohren, als Jakob dem Wirth laut zurief: „Wenn ihr wollt so gut sein, Adlerwirth, eine Flasche vom Besten, denn wenn man so etwas weiß, wie ich, dann kann man schon etwas springen lassen."

„Ho, ho, Jakob," sagte da der Adlerwirth, „ihr thut ja auf einmal, als ob ihr Lindenbauer geworden wäret."

„So weit ist's nicht," erwiderte lachend der Jakob, indem er seinen prächtigen Tabaksbeutel hervorzog, „aber schaut, wenn man so ein prächtiges Geschenk vom Meisterssohn erhält, wie ich gestern Nacht vom Thomas, da darf man schon vom Besten trinken."

„Der Thomas! Vom Thomas! Wißt ihr denn etwas von ihm? Ist er gekommen? Wo ist er? Kommt setzt euch daher und erzählt. Was wißt ihr denn?"

Derartige Fragen erschollen nun von allen Seiten und nachdem er mitten unter den Bauern Platz genommen hatte mit dem Hans, räusperte er sich ein paar Mal, that einen tüchtigen Schluck aus dem Glas und indem er ganz langsam seine Pfeife mit dem feinen Tabak aus dem neuen Tabaksbeutel füllte, fing er an, die Geschichte zu erzählen und wußte so viel dazwischen hineinzubringen, daß er noch nicht einmal zur Hälfte

fertig war, als schon das „Zweit" läutete, worauf die Ortsgäste sich entfernen mußten. Aber auch Hans war diesmal ganz glücklich, denn alle Augenblicke berief sich Jakob auf Hans und sagte: „Hans, ist's nicht so, wie ich gesagt habe? Du bist ja dabei gewesen, wo der Brief gelesen worden ist und Hans nahm dann jedes Mal einen Schluck, nickte mit dem Kopf und sagte: „Doch, doch, so ist's, wie Du sagst, Jakob; ich bin ja dabei gewesen, wo der Brief vorgelesen worden ist."

Nach dem „Zweitläuten" ging dann Hans nach dem Lindenhof, um die Magd und Friedle abzulösen, damit sie auch noch in eine Messe kämen, denn es mußte immer Jemand im Lindenhof bleiben.

Die Männer aber theilten es gleich ihren Weibern mit und Jakob war bis zum „Letztläuten" fortwährend von einer Menge umringt, welche die Neuigkeit hören wollten und alles wartete begierig auf den Lindenbauer, aber als er beim Zusammenläuten in Begleitung des Pfarrers mit den Seinen aus dem Pfarrhause gegen die Kirche zuschritt, da versparte man auch das Fragen bis nachher.

Als nun die Kirche zu Ende war, wartete außen auf dem freien Platze das ganze Dorf und der Lindenbauer konnte sich nur dadurch helfen, daß er laut ausrief: „Ihr Mannen, es ist da außen zu kalt und geht zu lang, wenn ich euch alles erzählen sollte, aber heute Nachmittag nach der Vesper und dem Segen, will ich euch im Adler den Brief vorlesen und die Weiber können bei mir zu Haus von meiner Frau die Sache auch erfahren."

Das ganze Dorf sprach heute von nichts, als vom Lindenbauer, von dessen Bruder und Sohn und der Lindenbauer, seine Frau, Jakob, Hans und Lisbeth kamen gar nicht zu Athem vor lauter Erzählen bis in die Nacht.

Während der Lindenbauer im Adler den Männern erzählte und sie diesmal auch von der Ankunft seines Bruders in Kenntniß setzte, so that dagegen Jakob das=

selbe im Bären den jungen Burschen und Hans hörte auch hier nicht auf zu betheuern.

Friedle aber brachte beim Mittagessen noch einmal sein Herzensanliegen vor und zupfte den Meister am Rockzipfel und sagte: „Gelt, Meister, ihr vergesset's nicht?"

Und der Meister sagte lachend zur Lindenbäurin: „Du, der Friedle bekommt auf Neujahr ein neues Wamms mit Knöpf."

„Ja, jawohl, ein ganz neues Wamms sollst Du haben, Friedle, mit Halbguldenknöpf daran, ganz blanke," sagte darauf die Meisterin, während ihr neuerdings die hellen Thränen über die Backen liefen, vor Freude über die Theilnahme der Dorfbewohner.

Ich will aber jetzt damit einstweilen schließen, freundlicher Leser, und sage Dir nur noch so viel, daß in der nächsten Woche darauf die Armen im Dorfe Geld und Säcke mit Mehl und Butterballen und sonstige Sachen von dem Lindenhof erhielten und auch an den Unterstützungsverein für Wittwen und Waisen in der benachbarten Amtsstadt Mühlheim wurden noch hundert Gulden geschickt; denn das ist Gott der liebste Dank, wenn man barmherzig ist gegen seine Nebenmenschen, wie er selbst barmherzig ist gegen seine Geschöpfe.

Adieu unterdessen.

Elftes Kapitel.

Weihnachten in der Stadt.

Während der Lindenbauer und seine Leute draußen auf dem Lande eine fröhliche Weihnacht feierten, da gab es auch anderswo ein fröhliches Weihnachtsfest.

Am herrlichen, großen Rheinstrom liegt eine große, alte und berühmte Stadt, welche heut zu Tage eine starke Festung ist, nämlich die ehrwürdige Bischofsstadt Mainz.

In dieser Stadt lebte der reiche Kaufmann Joseph Bergheim, der Vater Otto's, von dem wir bereits gehört haben.

Die Kaufleute in den Städten sind sonst nicht immer die frömmsten, denn in den Leuten, welche viel mit dem Geld zu thun haben, will die Religion nicht recht aufkommen; sie denken eben nur immer an Profit und Spekulation und wenn sie auch sonst bisweilen ordentlich leben, so sind sie doch in der Regel sehr geizig. Sie wollen immer nur einnehmen, aber nichts ausgeben und sie leben hauptsächlich nach zwei Sprüchwörtern, die gar nichts nutz sind und wovon das eine heißt: „Selber essen macht fett," und das andere: „Jeder ist sich selbst der Nächste." Das sind aber zwei Sprüchwörter, die der Teufel gemacht hat und welche so wenig zum Christenthum passen, als der Essig in einen Honigtopf.

Aber Herr Bergheim gehörte zu der besseren Klasse der Kaufleute, welche nicht nur Christen dem Namen nach, sondern auch Christen der That nach waren.

Gerne unterstützte er wohlthätige Vereine, so weit es in seinen Kräften stand und so oft er ein solches edles Werk that, dachte er immer: „Jetzt lege ich wieder ein kleines Kapitälchen bei unserm Herrgott auf gute Zinsen an; das ist der sicherste Herr, bei dem ich mein Geld ausleihen kann; er macht niemals bankerott, und bezahlt mir einmal Kapital und Zinsen ganz pünktlich zurück."

Eben so christlich war auch seine Frau, die wie eine barmherzige Schwester half, wo sie konnte und es für nützlich fand.

Sie war eigentlich nicht die rechte Mutter Otto's, denn sie war die zweite Frau von Herrn Bergheim, aber trotzdem liebte sie ihn, wie ihre eigenen Kinder

und so soll und muß es auch immer sein, und es ist eine schwere, schwere Todsünde, wenn man die Stiefkinder unterdrückt, oder sie weniger gut behandelt, als die eigenen.

Daß diese wackeren Menschen auch gar oftmals mit Kummer und Thränen an Otto und sein Schicksal dachten, kannst Du leicht begreifen, lieber Leser. Herr Bergheim hatte an verschiedene Geschäftsfreunde in Bremen und Hamburg und New-York und New-Orleans geschrieben, und sie dringend gebeten, keine Mühe und Kosten zu scheuen, um etwas Näheres über die Geretteten zu erfahren, aber noch hatte er seither keine bestimmten oder beruhigenden Nachrichten erhalten.

So war denn, wie überall, auch in Mainz Weihnachten angebrochen. Schon einige Tage vorher ging es in den Kaufläden recht lebhaft her und überall waren prächtige Sachen am Fenster ausgestellt, denn es herrscht unter den Christen der schöne Gebrauch, daß man sich an Weihnachten gegenseitig beschenkt und eine Freude macht und selbst die armen Dienstboten erhalten an Weihnachten ein besonderes Geschenk an Kleider und Geld und Backwerk von ihren Herrschaften. Besonders aber sucht man den Kindern Freude zu machen, und in manchen Städten gibt es Vereine, um den Waisenkindern oder anderen armen Kindern ein Christgeschenk von Kleidern und anderen Sachen geben zu können, und wenn Du, lieber Leser, zufällig eine Frau oder Jungfrau bist, so bitte ich Dich recht herzlich, sei so barmherzig und stricke auch ein paar Strümpflein und gebe sonst etwas an Geld oder Backwerk und besonders Kleidchen her und mache damit den Kleinen ein Geschenk, und glaube nur sicher, daß die Mutter Gottes Deine barmherzige That Dir nicht vergißt; es kommt einmal eine Zeit, wo sie wie ein tüchtiger und geschickter und mächtiger Advokat für Dich aufsteht und bei ihrem göttlichen Sohne Fürbitte einlegt und jedes Strümpflein, von dem Du gemeint hast, es wäre schon lange zerrissen, kommt dann

auf einmal wieder zum Vorschein. Du verstehst doch, wie ich jetzt das meine?

Auch Madame Bergheim war am Weihnachtsvorabende emsig beschäftigt im oberen Zimmer ein Christbäumchen für ihre beiden Kinder, Anna und Georg, zu schmücken und sonstige Geschenke für die Dienstleute zu richten.

Aber außerdem hatte sie auch diesmal eine allerliebste, kleine Krippe gekauft und aufgestellt und schön verziert und eine Menge Tannenbäumchen und Fichtensträuße und Laubwerk darum gethan und als nun endlich die vielen farbigen Lichtlein, sorgfältig vertheilt am Christbäumchen und in der Krippe brannten, so nahm sich das gar wunderschön aus, wie Sternlein am Himmel und endlich gegen sechs Uhr Abends ergriff sie ein Glöcklein und schellte, und nun sprangen die beiden Kinder die Treppe hinauf in's Zimmer, so schnell und flink, daß der Vater und die beiden Mägde und der Diener und Lehrling kaum folgen konnten.

Die Dienstleute nahmen nun dankend die Geschenke in Empfang, welche für sie auf einem mit weißem Tuche belegten Tische, in großen Tellern lagen und sie hatten alle Ursache damit zufrieden zu sein, denn Frau Bergheim war nicht knauserig und gehörte nicht zu jenen Damen, welche meinen, die Dienstboten müßten noch unendlich froh sein, auch wenn sie nur ein paar halbfaule Aepfel erhielten.

Die Kinder aber schlugen beide die Hände zusammen und trippelten überall neugierig herum und brachen in Jubelrufe aus. Nachdem Georg ein paar Mal tüchtig die Trommel probirt und Anna ihre Puppe gemustert und den Hut besser gesetzt hatte, der etwas schief auf dem Puppenkopf angebracht war, da betrachteten sie sich dann auch die Krippe genauer und zeigten neugierig bald auf diese, bald auf jene Figur.

„Mutter! was ist denn das für eine schöne Frau neben dem Kripplein," fragte Anna.

„Das ist die heilige Jungfrau Maria, die Mutter

Gottes," erklärte die Mutter, „sie hat niemals etwas Böses gethan, sondern nur Gutes. Werde auch so, liebes Kind."

Gleich darauf rief Anna wieder: „Ach, ein Kind! ein ganz kleines Kind; was ist das für ein Kind, liebe Mutter, mit einem so schönen, goldigen Glanz um das Köpflein?"

„Das ist das Christkind. Es ist Gottes Sohn, welcher vom Himmel herabgekommen ist auf die Erde. Hab' es recht lieb, das Christkindlein, und liebt eure Eltern auch so, wie das Jesuskindlein seinen göttlichen Vater und seine Mutter und seinen Nährvater lieb gehabt hat."

„Aber Mutter, warum ist denn das Christkind aus dem Himmel gekommen?" fragte jetzt Georg.

„Ach, Kind, wir waren alle recht unglücklich und arm und da kam es denn zu uns und brachte allerlei schöne Geschenke mit; wenn ihr etwas älter seid, werdet ihr in der Schule erfahren, was das für Geschenke waren. Aber wenn es nicht auf die Erde gekommen wäre, so könnten wir auch nicht in den Himmel kommen."

Jetzt schauten beide Kinder freundlich und ehrfurchtsvoll zum Christkindchen in der Krippe, bis auf einmal die wißbegierige Anna wieder ausrief: „Aber das Christkindlein liegt ja auf Stroh!"

„Ja, Anna, das Christkindchen hat kein so weiches Bettlein gehabt, wie Du und es ging ihm oft sehr übel. Aber es ist freiwillig arm gekommen, liebe Kinder. Es hätte auch reich sein können, wenn es gewollt hätte, aber schaut, weil die Menschen oft so hoffährtig sind und sich so viel einbilden, so wollte das Christkindlein zeigen, daß schöne Kleider und Reichthum nicht die Hauptsache sind und auch nicht das weiße Flaumbettlein und Lebkuchen; und weil die Menschen oft so unbarmherzig gegen die Armen sind und sie verachten, so hat es zeigen wollen, daß dies eine schwere Sünde ist und ist deßhalb selber arm gekommen und arm geblieben, damit die armen und geringen Leute sich damit trösten und die reichen Leute

den Armen von ihrem Gute mittheilen sollen. Ihr dürft also arme Kinder niemals ausspotten, weil sie keine so schöne Kleider haben, wie ihr, vielmehr müßt ihr recht oft Gott danken, daß ihr es so gut habt."

Indessen hatte Georg eine andere Figur betrachtet und machte die Mutter darauf aufmerksam.

„Aha, du meinst den Mann mit dem Bart?" erwiederte Frau Bergheim, „schau, das ist der gerechte, fromme Joseph, der heilige Nährvater des Christkindes; ein gar wackerer und fleißiger Bürger und Handwerksmann. Du mußt auch einmal ein so braver und gerechter Mann werden, Georg, wie der heilige Joseph war, dann kommst du auch zu ihm in den Himmel."

„Ach, Mutter, die schönen Lämmlein und Täublein," rief nun plötzlich Anna aus, indem sie freudig in die Hände klatschte.

„Die gehören den Hirten," erklärte die Mutter weiter, „siehst du, da kommen sie eben daher, um zu schauen, was Gott heute Nacht den Menschen für eine Freude gemacht hat. Die Lämmchen passen ganz gut zu dem Christkindchen, denn es sind gar sanfte und fromme Thierlein und schauen einem so unschuldig an. Sie fürchten die Menschen gar nicht, sondern laufen stille herum und springen ihnen nach. Und auch die Täublein sind gar herzige und reinliche Thierlein und essen ohne Scheu jenen Menschen aus der Hand, welche zutraulich mit ihnen bekannt sind. Sie sind gar sanft und zart und ohne Arg. Ihr müßt auch so werden, liebe Kinder. Aber was das schönste ist an den Lämmchen und Täubchen, das ist, daß sie gar nicht einmal wissen, wie schön und wie fromm sie sind und das hat Gott am Liebsten, denn wenn man stolz ist auf seine Schönheit oder auf seine guten Eigenschaften und Frömmigkeit, so ist man schon nicht mehr gut, sondern ist häßlich vor Gott. Aber, liebe Kinder, seht ihr denn auch da oben über dem Stalle die hübschen Engelein in der Luft? Schaut, wie sie so fröhlich aussehen. Kein Wunder! Sie haben eben die Menschen, welche Gottes Ebenbilder

und seine Geschöpfe sind, gar lieb und sind froh, daß die Menschen jetzt wieder glücklich werden können und auch, weil jetzt Gott durch das Christkindchen viel mehr auf der Erde geehrt wird, als früher. Darum jubeln und singen sie: Ehre sei Gott in den Höhen und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind."

So erzählte Madame Bergheim den Kindern und es gibt nichts schöneres, als eine gute Mutter, welche den Kindern frühzeitig die Liebe zu Gott und den Nebenmenschen in's Herz pflanzt; wo ein solch früher guter Grund gelegt wird, da arten die Kinder selten aus, aber wo man sie erst erziehen will, wenn sie groß sind, da ist nicht viel zu erwarten.

Nachdem die Dienstleute und auch der Buchhalter ihr Weihnachtsgeschenk bekommen und sich entfernt hatten, gab sie ihrem Manne ein paar hübsche Pantoffeln, welche sie selbst gestickt hatte und sagte dabei: „Lieber Mann, ich weiß Dir jetzt nichts besseres zu geben, denn es ist alles Dein, und da habe ich denn gedacht, ein kleines Geschenkchen, welches ich selber verfertigt habe, werde Dir das liebste sein. Ich habe Dir vor zwei Jahren ein paar Pantoffeln gestickt, die Dich damals so sehr gefreut haben, aber jetzt sind sie stark abgetragen und ein Paar neue sind nicht überflüssig."

„Ich danke Dir herzlich," sagte Herr Bergheim, „Du konntest mir mit nichts ein lieberes Geschenk machen, als mit einer Arbeit von Deiner eigenen Hand."

Hierauf holte er auch einige passende schöne Geschenke aus seinem Schreibzimmer für die Frau, welche er dort versteckt gehabt hatte und Eltern und Kinder unterhielten sich noch freundlich eine Weile mit einander. Weder Vater, noch Mutter erwähnten mit einer Sylbe ihres Otto, um nicht die festliche Stunde zu einer traurigen zu machen, aber man sah es ihnen doch an, daß sie im Herzen einen tiefen Kummer verbargen und gerade jetzt an den verlorenen Sohn dachten.

Etwa gegen sieben Uhr begab sich hierauf Frau

Bergheim, in Begleitung einer alten, treuen Magd, welche einen großen und wie es schien schwer gefüllten Korb trug, aus ihrem Hause und in ein anderes kleineres Haus, welches etwa fünfzig Schritt weit entfernt war.

Unterwegs sagte sie zu sich selbst: „Hat uns der liebe Gott so viel gegeben, so ist es unsere Pflicht, daß wir ihm auch wieder etwas geben, was ihm Freude macht und das sind Nummero Eins unsere Herzen und Nummero Zwei die Wohlthaten, welche wir unsern armen Brüdern und Schwestern in Christus mittheilen. Gott hat uns zwar in seinem unerforschlichen Rathschlusse dies Jahr großen Kummer auferlegt, und uns den lieben Otto, die Stütze unseres Alters, genommen, aber es wäre eine schwere Beleidigung gegen Gott, wenn wir ihm deßwegen trotzen und nichts Gutes mehr thun wollten. Wer darf zu ihm sagen: „„Warum machest Du es also?““ Nein, lieber Gott, ich will Dich auch jetzt noch und bis in Ewigkeit lieb haben und ich vertraue auf Dich, daß Du Otto im Leben oder im Tode beschützest.“

So dachte Frau Bergheim und wohin sie bei dieser Abendstunde und bei dem tiefen Schnee ging, das sollst Du im nächsten Kapitel erfahren, christlicher Leser, denn ich will jetzt wieder einen Absatz machen, damit Du vom Lesen wieder etwas ausruhen kannst.

Zwölftes Kapitel.

Zum dritten Mal Weihnachten, bei Arm und Reich.

Lieber Leser! Es gibt nicht blos wohlhabende Leute, wie der Lindenbauer und der Herr Bergheim sind, auf

der Welt, sondern es gibt noch viel mehr arme und unglückliche Leute und gerade zu solchen Zeiten, wie an Weihnachten, wo anscheinend überall nur Freude und Lust herrscht, da ist das Elend und der Kummer an vielen Orten und namentlich in den Städten, sehr groß. —

An Weihnachten ist es eben sehr kalt und das Holz dagegen ist sehr theuer und die Hausmiethe ist fällig, ohne daß der arme Handwerksmann weiß, wo er das Geld dazu hernehmen soll.

Und zu solch armen Leuten will ich Dich jetzt führen. Die Wohnung derselben besteht aus zwei kleinen Stüblein im zweiten Stocke eines kleinen, hohen Hauses. In dem Stübchen sieht es gar dürftig aus. Zwei Scheiben am Fenster sind mit Papier zugeklebt, weil die Frau, die dort wohnt, noch kein Geld übrig hat, um die Fenster machen zu lassen. Ein Kruzifix, ein kleines Muttergottesbild, ein Tisch und vier wackelige Stühle ist alles, was Du in der ersten Stube sehen kannst. Im anderen Stübchen sind zwei dürftige Betten und ein alter, wurmstichiger Kasten. Für die ganze Geschichte hätte der Jude keine zwei Thaler gegeben, und in dieser Wohnung lebte die Wittwe Barbara Bader mit ihren zwei kleinen Kindern. Ihr Mann, der ein Schuhmacher gewesen war, ist vor einem halben Jahre gestorben und die arme Frau hat die übrigen Habseligkeiten verkaufen müssen, um ihn nur anständig begraben lassen zu können und den Hauszins zu zahlen. Sein Gebetbuch und sein Fingerring war alles, was sie als theures Andenken von ihm behalten hatte und sich nicht davon trennen mochte.

Ach, es ist eine traurige Sache, wenn einer armen Familie der Ernährer stirbt und Niemand da ist, der sich um sie redlich und mit guten Absichten annehmen will. Zum Glücke verstand Frau Bader gut zu sticken und verdiente sich damit nothdürftig den kärglichsten Lebensunterhalt, den die Frauen der Nachbarschaft und ein paar reiche Damen, wie z. B. die Madame Bergheim, gaben ihr aus Mitleid öfter Arbeitsaufträge.

An diesem Weihnachtsabende, etwa eine Stunde bevor Madame Bergheim in diese armselige Wohnung trat, saß traurig die arme Wittwe in ihrem Stüblein bei einem trübseligen Kerzenlicht und dachte an den verstorbenen Gatten und betete für ihn und stickte an einer Arbeit. Da saß denn die arme Mutter, arm, wie die andere Mutter im Stalle zu Bethlehem auch, und wußte nicht, was sie diesmal ihren Kindern zu Weihnachten geben sollte.

Ihrem lieben, todten Manne hatte sie eben mit einem andächtigen Gebete ein Geschenk gemacht, das der allbarmherzige Gott für ihn angenommen hatte, aber was sollte sie den Kindern geben? Ob wohl auch drei heilige Könige oder barmherzige Menschen kamen, um ihren Kindern ein Geschenkchen darzubringen? Ach, schwerlich! Wer dachte wohl jetzt in seiner Freude an die unglückliche Wittwe? Und außerdem hat ja der Arme gar wenig Freunde.

Wie ein zweischneidiges Schwert drang es jetzt der armen Mutter durch das Herz, als plötzlich die Kinder, welche auf dem Boden mit Kügelchen gespielt hatten, mit dem Spielen aufhörten und zu plauden anfingen.

„Ob uns das Christkindlein dies Jahr auch etwas bringen wird, wie das letzte Jahr; ich bin doch dies Jahr brav gewesen, nicht wahr, Mutter?" so fragte Marie, das ältere Mädchen, das jetzt sechs Jahre alt war.

Der Mutter brach schier das Herz, denn ach, du lieber Gott, sie hatte nicht einmal mehr zwei Groschen im Sacke und mit der Arbeit wurde sie erst in einigen Tagen fertig und zu betteln schämte sie sich.

Jetzt fing auch Luise, das jüngere fünf Jahre alte Mädchen zu reden an, und sagte: „Ich setze heute Nacht, wenn ich in's Bett gehe, meinen Teller auf den Tisch, wie voriges Jahr und dann kommt das Christkindlein wieder durch's Fenster und legt mir Aepfel und goldene Nüßlein und Kuchen darauf" und bei diesen Worten wurde das Kind ganz fröhlich und schaute mit freu-

diger Zuversicht zu der Mutter hinauf, ohne Zweifel um von ihr die Bestätigung seiner Hoffnung zu hören.

Die Mutter mußte sich die größte Mühe geben, nicht laut auf zu weinen, aber sie bezwang sich und sagte freundlich: „Ich hoffe es, Luise, daß es zu dir kommt, aber wenn es auch nicht kommt, liebes Kind, so hat es dich doch lieb, denn die armen Leute hat es immer lieb, denn seine Mutter und sein Pflegvater und die Hirten, die es zuerst gesehen haben, sind auch arm gewesen, und dann bringt es dir vielleicht das nächste Mal um so mehr."

Die Mutter zitterte bei diesen Worten vor Wehmuth und sie fuhr mit der Hand über die Augen, um eine Thräne abzuwischen, die übrigen Thränen aber floßen tief in das Herz und in die Seele, so daß sie vor Wehmuth kaum mehr athmen konnte, denn der verborgene, heimliche Schmerz ist unendlich herber und schwerer, als derjenige, der sich durch Reden oder heiße Thränen erleichtern kann.

„Aber ich denke doch, daß mir das Christkindchen was bringt; ich hab' ja heute früh noch ganz besonders darum gebetet, gelt Mutter?" schmeichelte jetzt abermals Mariechen.

„Ja, Kind, es kann sein," tröstete traurig die Mutter, „aber wenn es Dir auch nichts bringt, so hat es Dir doch ein Plätzchen im schönen Himmel aufbewahrt, wenn Du brav bist. Dort kannst Du dann spielen mit den Engelein und frierst nicht mehr, und hast, was Du verlangst und bist immer beim Christkindlein selbst."

„Nicht wahr, Mutter, im schönen Himmel ist auch der liebe Vater?" fragte Luise.

„Ja wohl, Kinder, ich hoffe es zu Gott. Es war ein braver Mann und hat immer rechtschaffen für uns gesorgt, so lange er konnte und uns recht lieb gehabt. Betet nur fleißig für ihn, liebe Kinder, daß er bald zum lieben Gott kommt, wenn er noch nicht bei ihm sein sollte."

Als die arme Frau aber sah, daß bei diesen Worten die Kinder traurig wurden und betrübt auf den Boden sahen, versuchte sie zu scherzen und brachte es bald wieder dahin, daß sie lächelten, denn die Gefühle der Kinder wechseln rasch; sie lachen mit dem einen Auge und weinen mit dem andern.

Jetzt mußte es aber die Kinder allgemach frieren, denn sie hauchten in die Hände und steckten die Händchen in ihre Säcklein und Luischen weinte fast.

Es war auch freilich kein Wunder, denn die letzten paar Stücklein Holz hatte schon am Vormittage die Mutter in den Ofen gethan und es begann recht kalt in der Stube zu werden, so daß eine verzärtelte Person schon längst das Zähneklappern bekommen hätte.

„Geht zu Bette, lieber Kinder, geht zu Bette, da friert es euch weniger und ich will auch noch meine anderen Kleider auf eure Decke legen, damit es euch wärmer wird, denn es ist recht kalt.“

Und nachdem die Mutter dies gesagt hatte, ging sie mit den Kleinen in's Nebenstübchen, entkleidete sie und während dessen betete sie mit ihnen laut und langsam das Vater unser und das Gegrüßet seist Du, Maria und als sie zu Ende waren betete sie noch ein Vater unser für den gestorbenen Vater.

Es war gar rührend, wie die Kinder langsam nachsagten, was die Mutter vorbetete und so am besten die Gebete auswendig lernten.

Als die Kinder nun im Bettlein lagen, ging die Mutter wieder in die Arbeitsstube und jetzt, da sie allein war, ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Ach, wie gerne, wie gerne, hätte sie den Kleinen etwas gegeben, und konnte doch nicht. Vier Kreuzer hatte sie noch im Ganzen, die kaum hinreichten zum Brod in die Suppe für die kommenden zwei hohen Festtage. Und selbst das Holz zum Kochen hatte sie heute früh entleihen müssen bei einer Frau, die im dritten Stocke wohnte.

Sie hätte sich ja gerne mit der Mutter Gottes getröstet, die auch nicht viel Gutes hatte; ja, sie würde

sogar beide Tage gehungert haben, aber die Kindlein! Ach, wie werden die traurig werden, und denken, das Christkindchen habe sie nicht mehr lieb, wenn sie am Morgen aufwachten und nichts auf dem Teller sahen. Und sie waren doch immer so brav und geduldig gewesen!

So verging eine Viertelstunde und die Mutter meinte, die Kleinen schliefen schon längst, aber auf einmal hörte sie im Nebenzimmer: „Mutter! Mutter!“ rufen.

Besorgt eilte sie in die Kammer und fragte Mariechen: „Was fehlt Dir denn, Kind?“

„Gelt,“ sagte die Kleine, welche nicht einschlafen konnte, ohne daß sie die Sorge, welche sie auf dem Herzen hatte, der Mutter eröffnet hatte, „gelt Mutter, Du vergißt nicht, daß Du heute Nacht das Fenster aufmachst, damit das Christkindchen hereinkommen kann!“

Die Mutter tröstete es darüber und als sie wieder außen war, da zerbrach sie sich fast den Kopf, wie sie es anfangen sollte, um wenigstens ein paar Kleinigkeiten zu bekommen. Nein, die Kinder konnte sie diesmal nicht leer ausgehen lassen, sie freuten sich gar zu sehr.

Aber wie es anstellen, um etwas zu bekommen, ohne andern Menschen in später Nacht oder am frühen Morgen überlästig zu werden?

Wie sie so darüber nachdachte, klopfte es auf einmal an der Thüre und Frau Bader, ganz verwundert über den abendlichen Besuch, trocknete rasch die Thränen ab und öffnete die Thüre.

Während sie aber noch gegen die Thüre zuschritt, da hörte sie schon im Nebenzimmer Mariens helles Stimmchen, welches laut und besorgt ausrief: „Mutter! Mutter! mache die Thüre auf, ich glaube das Christkindchen kommt. Es hat sich wahrscheinlich verfrüht und kommt jetzt schon; es hat eben noch viel zu thun, heute Nacht.“

Marien's Stimmchen war halb freudig, halb ängstlich, denn obwohl es das Christkindchen überaus lieb

hatte, so fiel ihm vielleicht doch das eine oder andere ein, was es gethan hatte und dem Christkindchen nicht lieb sein mochte, daher getraute es sich auch nicht das Bett zu verlassen, sondern nachdem es sein vorsichtiges Anliegen ausgerufen, blieb es mäuschenstill im Kämmerlein, gerade als ob es neugierig und furchtsam wartete, was das Christkindchen jetzt draußen thue.

Das Christkindchen war es nun freilich selber nicht, welches hereinkam, als Frau Bader die Thüre geöffnet hatte, aber es war sonst ein barmherziger Engel, nämlich es war Madame Bergheim, welche, weil sie nicht wußte, ob die Kinder noch wach waren, den Korb vor der Thüre abstellen ließ, nachdem sie die Magd wieder heimgeschickt hatte und nun mit den Worten: „Grüß Gott, Frau Bader, nun ist das Christkindlein noch nicht bei Ihnen gewesen?“ in die Stube trat.

Die arme Wittwe war nicht wenig überrascht von diesem späten, vornehmen Besuch, und von diesen Worten, deren Bedeutung das liebende Mutterherz schnell errieth.

So mächtig war ihre Bewegung und ihre Verlegenheit, daß sie nur unzusammenhängende Worte sprach. Wohl hatte sie schon öfter mit Madame Bergheim geredet, aber noch niemals hatte sie ihr Elend in seiner wahren Größe geschildert, allein jetzt sah diese es offen vor Augen. Frau Bader schämte sich wirklich und entschuldigte sich, daß sie nicht einmal einen ordentlichen Stuhl anbieten könne, aber Madame Bergheim half ihr gleich aus ihrer Verlegenheit und sagte freundlich: „Macht nichts, liebe Frau! Ich weiß wohl, wie es gehen kann, wenn man so ganz allein für sich und ein paar Kinder zu sorgen hat. Ich möchte euch deßhalb ein klein wenig aufhelfen, weil ich in besserer Lage bin. Ihr braucht jetzt nicht roth zu werden. Du lieber Himmel, es haben's ja nicht alle Menschen gleich. Ihr könnt ja nichts dafür, daß ihr nicht so hübsch wohnt, wie ich. Armuth ist keine Schande, aber geiziger Reichthum ist eine Schande. Ich habe es mir wohl einge-

bildet, daß ihr nicht auf feinen Strohsesseln sitzen werdet. Der liebe Gott hat euch eben das Kreuz aufgeladen, daß ihr damit den Himmel verdienen sollt, und trotz meiner guten Lage bin ich eben auch nicht von Kummer verschont geblieben. Ihr könnt mir auch auf das Neujahr wieder auf ein Dutzend Sacktücher die Buchstaben J L mit Kränzchen sticken; ich brauche sie zu einem Geschenkchen."

So sprach Frau Bergheim laut, aber dann sagte sie leise, so daß es die Kinder im Nebenzimmer nicht hörten: „Draußen vor der Thüre steht ein Körbchen mit allerhand Kleinigkeiten, macht es dann leer, und theilt es unter die Kleinen, was ihr nicht selber brauchen könnt. Nehmt es nur herzhaft an, was darin ist; ihr thut mir damit eine größere Freude, als ich euch, denn mein Geschenkchen geschieht dem Christkind zu Ehren, ich werde doch auch dem Jesuskind eine Freude machen dürfen."

Bevor die Wittwe ihren Dank recht stammeln konnte, war Madame Bergheim schon wieder an der Thüre und rief nur noch laut: „Nun, gute Nacht, Frau Bader und vergeßt mir nicht, auch das Christkindchen zu mir zu schicken, wenn es zu euch kommt und macht mir die Sacktücher hübsch fertig, die ich auf den Tisch gelegt habe, den Macherlohn bekommt ihr dann gleich. Gute Nacht, gute Nacht!"

Und ehe die Wittwe mit dem Lichte an der Treppe war, war Madame Bergheim schon wieder zum Haus draußen.

Nachdem sie nun den schweren Korb in das Zimmer gestellt hatte, ging sie in's Schlafstüblein und sagte zu dem lauernden Kinde: „Mariele, Du mußt jetzt ruhig sein und schlafen; ich will jetzt ein weißes Tüchlein auf den Tisch legen, daß sich das Christkindchen freut, wenn es kommt. Aber so lange die Kinder zuhorchen und wach sind, kommt es nicht."

Da versprach Mariechen ganz stille zu sein und zu

schlafen und in Kurzem schlief es auch gleich Luischen fest und sanft.

Jetzt machte sich die Frau an das Auspacken des Korbes.

Nein, aber was waren da für allerlei Sachen darin!

Eine ganze Menge Aepfel, Nüsse, gedörrte Zwetschgen, Birnen- oder sogenannte Hutzelwecken, einige Duten voll Zuckerwerk und Kuchen; ferner zwei allerliebste Bilderbüchlein, zwei Halstüchlein und zwei Schürzlein für die Kinder und Zeug zu Winterkleidchen und außerdem noch ein Pfund Kaffeebohnen, ein Pfund Gerste, ein Pfund Zucker, zwei Pfund frisches Kalbfleisch auf die Feiertage, zwei große weiße Wecken. Dann weiter sechs Lichter, ein Pfund Seife, zwei Pfund Baumwollgarn und zuletzt lagen noch in einem kleinen Schächtelchen zwanzig neue Sechser eingerollt.

Du lieber Gott, es wurde alles ganz naß von den Thränen der überglücklichen Muttter, als sie alle diese Herrlichkeiten herausnahm. So viel hatte sie ihr Lebtag noch niemals beisammen gehabt.

Das war einmal eine barmherzige Schwester, diese Madame Bergheim! Wie herzlich betete jetzt die Wittwe für die gute Frau!

Sie konnte fast kaum ein Auge zuthun vor lauter Freude. So hatte also doch der liebe Gott sich ihrer erbarmt!

Und nun erst die Kinder! Was machten die für Augen, als sie am andern Morgen aufstanden und in das Zimmer traten, wo die Mutter bereits das Tischchen mit einem weißen Tüchlein bedeckt hatte und wo auf dem reinen Tuch und auf den Tellern die Süßigkeiten und das Obst und die Büchlein und Schürzlein und Halstüchlein lagen!

Sie waren anfangs ganz verdutzt ob den vielen Sachen, und konnten fast gar nicht reden, aber dann jubelten sie hell auf und Luischen rief fröhlich und klatschte dabei in die Hände: „Ach, das Christkind-

chen, das Christkindchen, es ist doch da gewesen, liebe Mutter!“

Das war jetzt ein fröhliches Christfest bei der armen Wittwe, und als nun die Mutter in der Stube niederkniete und die Kinder mit ihr uud alle drei mit bewegtem und fröhlichem, dankerfülltem Herzen zu Gott beteten, und die Freudenthränen der zufriedenen Frau ob dem Glücke der Kinder wie Goldperlen herunterträufelten auf den Boden, ach, da weinte auch gewiß droben im Himmel das Christkindchen vor Freude über die barmherzige Schwester, welche ihm so viel geschenkt hatte. Als dann eine halbe Stunde später die Glocken feierlich und fröhlich durch die Stille der Nacht hindurchklangen, um die Christen zur Verehrung des Christkindes in der heiligen Messe zusammen zu rufen, o wie betete da die Frau Bader so innig und herzlich für die Bergheim'sche Familie!

Die arme Frau hatte jetzt auf etliche Tage allerlei Dinge, hatte für sich und ihre Kinder Winterkleider und nachdem nun Madame Bergheim ihre bittere Noth selbst gesehen hatte, so durfte sie hoffen, daß sie ihr auch in Zukunft behülflich sein würde, damit sie Arbeit erhalte und es geschah auch in der That. Die Kaufmannsfrau sprach mit mehreren andern Damen und Frau Bader bekam jetzt immer zu thun, und erhielt die Sachen gut bezahlt und bekam auch sonst bisweilen ein Geschenkchen.

Aber auch der Frau Bergheim brachte das Christkindchen in dieser Nacht etwas, was diese gar nicht vermuthet hatte und wodurch auch in ihre Familie so viel Glück und Freude kam, wie es im Lindenhof und bei der Wittwe Bader der Fall war. Also höre.

Es hatte eben neun Uhr geschlagen, und droben im warmen Wohnzimmer saßen Herr und Madame Bergheim noch am Tische beisammen; er las eben noch die neueste Nummer der Handelszeitung, während sie mit einer Stickarbeit beschäftigt war. Aber es mußte ihm etwas Absonderliches durch den Kopf gehen, denn bald legte er das Blatt weg, und schaute trübsinnig in eine

Ecke, bald ergriff er es wieder und las ein paar Zeilen, jedoch mitten im Lesen nahm sein Blick einen ganz stieren Ausdruck an, so daß man wohl sah, daß er nur auf das Papier hinschaue, jedoch mit seinen Gedanken wo anders sein müsse. Und es war auch so! Herr Bergheim dachte an seinen Sohn. Ein Vater, der seinen hoffnungsvollen Sohn verliert, der einst sein Nachfolger und seine Hülfe im Geschäfte sein sollte, ist eben wie ein sinkender Tempel, dessen Pfeiler gestützt sind, oder wie ein unterstützter, schwerbeladener Baum, dem die Stütze weggenommen wird und der nun unter der Last zusammenbricht mit sammt seinen Früchten.

Madame Bergheim sah diesen Zustand ihres Mannes wohl und ahnte auch den Grund davon, und da sie wußte, daß er, um den festlichen Abend nicht durch traurige Gespräche zu trüben, nichts sagen würde, ja vielleicht gar nicht einmal daran dachte, daß er so zerstreut sei, so beschloß sie selber zu reden und mit Gottes Hülfe seinen Kummer zu zerstreuen, obgleich sie selbst eigentlich des Trostes bedurfte.

Sie fing daher an: „Dein Antlitz ist ja mit Wolken überzogen, lieber Mann! Hast Du etwas Schlimmes in der Handelszeitung gelesen? Hat vielleicht Einer bankerott gemacht, so daß Du viel an ihm verloren hast? Du weißt, ich bin Dein treues Weib. Laß es mich also wissen, was Dich drückt und verschließe es nicht in Deine Brust. Und wenn ich Dir auch nicht helfen kann, so laß mich mit Dir leiden, denn so geziemt es sich; deßwegen wurden wir ja mit einander an Gottes Altar durch das heilige Sakrament verbunden, daß wir Freud und Leid getreulich mit einander tragen sollen.“ Und bei diesen Worten schaute sie ihn bittend an.

„Ach, liebe Anna,“ sagte darauf Herr Bergheim, „Du kannst Dir wohl denken, warum ich wider meinen Willen so zerstreut und trübsinnig bin. Ich denke an Otto, wo der jetzt wohl sein mag. Wenn es etwas anders gewesen wäre, so hätte ich es Dir ja gewiß nicht verschwiegen, denn Du bist ja die Freude meines Lebens

und hast mir schon manchmal die Sorgen verscheucht und es ist auch alles gut aufgehoben bei Dir; Du behältst es für Dich, was in der Familie passirt, aber diesmal, diesmal! Ich habe wenig Hoffnung mehr, daß wir unsern Otto noch einmal sehen werden. Durch die Eisenbahnen hat man jetzt überall schnell weit her Nachricht, und weil ich immer noch keine Kunde über sein Schicksal habe, so fürchte ich jetzt nur zu sehr, daß alles verloren ist. Es reut mich, so viel Haare ich auf dem Kopf habe, daß ich den Otto über's Wasser ließ. Aber freilich, wer hätte das voraus sehen können! Ich habe doch, weiß Gott, unserm Herrgott noch nichts in den Weg gelegt, daß er mich so hart straft. Ich verliere fast allen Glauben an ihn."

„Aber, lieber Mann, wie redest Du jetzt so kurios," sprach nun Frau Bergheim ermunternd, „wer wird auch gleich so verzagen und mit Gott hadern wollen. Wenn das schlimmste wirklich geschehen wäre, so könnten wir's ja doch nicht ändern und mit solchen Gedanken versündigen wir uns nur noch gegen Gott. Seine Wege sind unerforschlich und sein heiliger Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. So beten wir ja alle Tage. Warum also murren, wenn sein Wille geschieht? Trauern dürfen wir um Otto, seiner gedenken im Gebete und ihm ein Andenken im Herzen bewahren, aber nicht gegen Gott böse werden. Allein ich glaube es nicht, daß der Otto für diese Welt für uns verloren ist. Hat ihn der Allgütige doch erst aus einer schweren Krankheit wunderbar gerettet, daher glaube ich nicht, daß er ihn gleich darauf so elend im Wasser umkommen läßt. Ein Wort von ihm kann ja alles ändern. Nein, der Otto lebt, sage ich Dir, lieber Mann! Er lebt und wir werden ihn wiedersehen. Geh', sei jetzt zufrieden, wir wollen uns den schönen Abend nicht vertrüben. Geh', schaue mich an und mache ein freundlich Gesicht."

Und bei diesen Worten strich sie ihm die Haare aus dem Gesichte und schaute ihn so freundlich bittend und vertrauungsvoll an, daß die Wolken von der Stirne

schwanden und er ausrief: „Ja, wahrhaftig, der Psalmist hat Recht, wenn er singt: Ein tugendhaftes Weib ist eine Krone für den Gatten, denn sie thut ihrem Manne niemals Böses, sondern nur Gutes. Ich will —"

Weiter konnte er nimmer reden, denn eben wurde tüchtig an der Hausschelle gezogen, und Herr Bergheim rief aus: „Möcht' ich doch nur wissen, wer jetzt noch Besuch machen will, da sonst alles gern zu Haus bleibt an diesem Abend. Vom oberen Stock kann's Niemand sein, denn die sind alle daheim und wer sonst draußen sein könnte hat ja einen Hausschlüssel. Alle Wetter, da schellt es schon wieder; der Gast muß Eile haben, wie wenn es ein Expreßbote wäre. Wo nur der Johann steckt, daß er nicht aufmacht, will doch selber nachsehen, wer es ist."

Und bei diesen Worten nahm Herr Bergheim das Licht vom Tische und öffnete die Zimmerthüre gerade in dem Augenblicke, als Johann, der Hausknecht, eben auch in den Pantoffeln unten im Gang daherschlerpte und die Hausthüre öffnete. Oben auf der Treppe lauschte nun Herr Bergheim in seinem langen Schlafrock und seine Frau neugierig.

„Herr Jesus," hörten sie nun unten Johann ausrufen, „Herr Jesus, sind Sie's, Herr Otto, oder ist's nur Ihr Geist?"

„Bin's wahrhaftig, lieber Johann, mit Leib und Seele. Gelt, das hättet Ihr Euch nicht gedacht, daß ich der Scheller bin. Grüß Gott, Johann! Wie geht's dem Vater und der Mutter?"

Aber noch ehe Johann die Antwort geben konnte, bekam sie Otto von den Eltern selber. Kaum hatten Vater und Mutter die kräftige Stimme ihres Sohnes gehört, so schrie Madame Bergheim laut auf: „Der Otto, der Otto!" und sprang blitzschnell die Treppe hinunter und hinter ihr her Herr Bergheim, und das ging so schnell und so rasch, daß der beste Turner nicht schneller hinunter gekommen wäre. Kaum, daß sich der

Vater die Mühe nahm, das Licht auf den Boden zu stellen.

„Vater!“ „Mutter!“ „Otto!“ „Otto!“ Weiter konnten alle vor Freude im Anfange nicht reden. Johann, der vor freudiger Ueberraschung ganz vergessen hatte, die Hausthüre wieder zuzumachen, so daß der scharfe Dezemberwind pfeifend in den Gang herein sauste, wischte sich selber ein paar Thränen ab, und sagte später einmal: „Hätt' meiner Seele nimmer gedacht, daß ich noch in meinen alten Tagen über ein fremdes Kind zu weinen anfange. Uebrigens der Otto ist eigentlich kein fremdes Kind, sondern halb und halb gehört er auch mir; ich hab' ihn schon manchmal als Wickelkind noch herumgetragen, und er hat mich manchmal am Bart gezupft, und nimmer gehen lassen wollen, so daß ich gemeint habe, er reiße mir ihn mit Stiel und Haar aus und ich hab' ihm auch die Anfangsgründe im Trommeln gelernt, wo ihm das Christkind einmal eine Trommel gebracht hat, kurz er war mir immer an's Herz gewachsen, der Otto. Dem Herrgott sei Dank, daß er wieder da ist und nun mein Herr wird. Hab's anfangen gar nimmer sehen können, wie mein Prinzipal kopfhängerisch dahergegangen ist, als wenn er schon hoch in den Neunzig wäre und ich glaube, wenn er an einem Tage eine Million gewonnen oder verloren hätte, so wär's ihm gleich gewesen; so gleichgültig ist er in der letzten Zeit gegen alles geworden. Aber jetzt wird's wieder ein ander Leben geben.“

Daß an diesem Abend keine kleine Freude, sondern eine sehr große im Bergheim'schen Hause herrschte, das glaubst Du mir sicher, lieber Leser, ohne daß ich es Dir noch lange auseinandersetze.

Ohngefähr so muß auch der liebe Gott eine Freude haben, wenn wieder ein verlorener Sohn oder Tochter zu ihm zurückkehrt in sein Vaterhaus und sich nicht mehr trennt von ihm und seinem Gesetz, sondern nach Kräften wieder gut macht, was er früher schlimm gemacht hat, denn

„Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünde bleiben“.

Aber wo ist denn der Maierhuber und sein Sohn und der Thomas geblieben? wirst Du am Ende jetzt denken. Damit Du nicht lange im Nebel herumrathest, so will ich Dir das sagen.

Als unsere überall verloren geglaubten Reisenden mit dem Abendeisenbahnzuge in Mainz ankamen, fuhren sie in einem Wagen nach einem Gasthause, welches der Wohnung des Herrn Bergheim zunächst lag. Dort stiegen sie mit ihrem Gepäck ab und Herr Maierhuber beschloß hier mit Joseph und Thomas zu übernachten, um die Familie Bergheim ungestört in ihrer ersten Freude zu lassen und war auch durchaus nicht davon abzubringen.

Dieses theilte denn auch Otto seinen Eltern mit, als sie sich nach Joseph und Thomas erkundigten, aber gleich am andern Morgen wurden sie selber von Herrn Bergheim und Otto abgeholt und man ließ sie gar nimmer los; sie mußten versprechen über Weihnachten und Neujahr Gäste zu sein.

„Sie sind reich,“ sagte Herr Bergheim zu ihnen, „ich kann Ihnen also keine Geldgeschenke anbieten und weiß nicht, wie ich Ihnen zeigen kann, welchen Dank ich Ihnen schuldig bin, machen Sie uns also wenigstens die Freude und bleiben Sie über die Feiertage bei uns, Sie können ja noch manche zu Hause feiern.“

Und so blieb man denn, um Herr und Frau Bergheim nicht zu kränken und es wurde alles aufgewendet, um ihnen vergnügte Tage zu bereiten. Das prächtige, naturhistorische Museum und die vielen andern Sehenswürdigkeiten von Mainz wurden der Reihe nach betrachtet. Die ehrwürdige Bischofsstadt bietet ja viel Interessantes für Geist und Auge, für Glaube und Herz. So verging allen die Zeit angenehm und rasch, und erst einige Tage nach Neujahr verließen unsere Reisenden, diesmal natürlich ohne Otto, unter den herzlichsten Dank-

sagungen und Segenswünschen der Bergheim'schen Familie Mainz und fort ging's der Heimath zu, deren dunkle Berge schon in der Ferne mit ihren schneebedeckten Häuptern, wie zum Willkommen entgegen winkten. Glückliche Reise.

„Männchen! Männchen!" sagte einmal lächelnd später Frau Bergheim zu ihrem Gatten, indem sie scherzhaft drohend den Finger erhob.

„Aha," nickte darauf verlegen ebenfalls Herr Bergheim, „ich weiß schon, was Du meinst. Ja, Du hast Recht gehabt, Gott sei's gedankt. Ich will aber auch meinen Fehler gut machen, Fraule! Ich habe schon ein Kapitälchen zurecht gelegt und das soll unter Arme vertheilt werden, Du kennst ja deren etliche. Wend's an, wie Du es am Besten findest. Das wird Gott wohl der beste Dank sein. Der Herr sei gelobt in Ewigkeit!

Dreizehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Es war am Samstag vor dem zweiten Sonntag im Januar des Jahres 1855 und halb fünf Uhr Nachmittags, als unsere drei Ein- und Auswanderer das Städtchen Mühlheim verließen und zu Fuß den Weg nach Hellbrunn einschlugen. Ihr Reisegepäck, nämlich zwei Koffer und ein Kistchen, hatten sie im Posthause zu Mühlheim zurückgelassen, mit dem Auftrage, sie des andern Morgens mit einem besondern Fuhrwerk nach Hellbrunn zu befördern.

Nach einer halben Stunde sahen sie bereits die Spitze des heimathlichen Kirchthurms und gewaltiger, fast hörbar, schlug bei diesem Anblicke unserm Thomas das Herz und seinen Hut in die Höhe schwenkend brach

er in einen Jubelruf aus und hatte nicht übel Lust, im gestreckten Galopp davonzuspringen; auch dem Vetter Maierhuber wurde es jetzt kurios um's Herz. Jetzt war er wieder in jener Gegend, die er in jugendlichen Jahren so oft durchgangen und durchsprungen hatte; niemals hatte er je mehr geglaubt, die alten Stätten zu sehen, aber es kommt eben oft anders, als man glaubt. Alte Jugenderinnerungen wurden wieder in seinem Herzen wach und jeden Augenblick wußte er seinen beiden Begleitern irgend einen Umstand zu erzählen, den ihm eine Stelle, oder ein Baum oder Strauch in's Gedächtniß rief.

„Schaut, dort in jenem Wald," sagte er einmal, indem er nach links deutete, „dort habe ich ein großes Heidelbeerlager gewußt, und bin manchmal früh Morgens am Sonntag dahin gegangen und habe mich in Schatten gelegt und es mir recht schmecken lassen und ein Körbchen voll für die Mutter selig gesammelt." So hatte er bald da, bald dort alte Bekannte in der Natur.

Aber schweigend, gesenkten Hauptes, ja mit heimlichen Thränen in den Augen, ging Joseph neben seinem Vater einher. Nun, da er sein Ziel erblickte, fühlte er doppelt die ganze Wucht seiner Liebe und Anhänglichkeit für die verlassene amerikanische Heimath. Bisher hatte ihn das Heimweh noch nicht so geplagt, denn die hübsche Reise durch Deutschland und die vielen Sehenswürdigkeiten der Städte, durch welche sie gekommen waren, hatten keinen ernsteren, nachhaltigen Gedanken aufkommen lassen.

Wohl hatte er seinen geliebten Vater bei sich, wohl bot ihm die Gegenwart von Thomas einen Ersatz für die Bekannten, welche er verlassen, wohl hatte er seine Mutter kaum gekannt, allein ein Mensch, welcher Gefühl hat, wird doch in der ersten Zeit immer zurückdenken an jene Gegend, in welcher er seine Jugendjahre zugebracht hat.

Sein Vater bemerkte endlich den Trübsinn und um

ihn aufzuheitern, sagte er zu ihm: „Munter, Joseph, munter; den Kopf in die Höhe und frisch umhergeschaut, wie ein ächter Amerikaner; wir wollen's gerade wieder so einrichten, wie am Mississippi und ich will dafür sorgen, daß ich das Jagdrecht und Fischrecht erhalte, damit Du nach Herzenslust jagen und fischen kannst."

„Es wird sich schon wieder geben, Vater," erwiderte darauf Joseph, indem er sich zwang, ein heiteres Gesicht zu machen, „es ist jetzt nur in der ersten Zeit so, und da mußt Du eben etwas Nachsicht mit mir haben, bis ich die neue Heimath ein wenig gewohnt bin. Ich will nun auch einmal philosophisch werden, wie der Thomas gewesen ist, und will schauen, daß ich mich in mein Schicksal gleich hineinfinde und will denken, es ist jetzt eben so und ist nicht zum ändern, und will's in Gottes Namen ertragen, und mir nicht viel daraus machen."

„Nun, auf diese Weise laß ich mir die Philosophie schon gefallen," sagte lächelnd der Vater, während Thomas ziemlich erröthete, „wo die Philosophie Hand in Hand geht mit der Religion, deren Schwester sie ist, und auf diese Art den Menschen geduldig macht und stärkt in den verschiedenen Lagen, wie sie die unbeständige Welt mit sich bringt, da ist sie am rechten Platze und wird zum Troste. Aber wenn sie sich nur äußert und breit macht in spitzfindigen Grübeleien über Gott und den Glauben und ausartet in heidnische Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod, dann ist sie wie ein wilder Waldbach, der alles mit sich reißt und Unheil und Schaden verursacht, statt Segen zu verbreiten und Nutzen zu stiften."

„Onkel," entgegnete hierauf Thomas, „meine Amerikafahrt hat mich gründlich von meinem Hochmuthe geheilt und es könnte sie noch mancher brauchen. Ich habe jetzt gesehen, wie ein Unstudierter sich manchmal viel besser in's Gefährliche zu schicken weiß, als ein Philosoph und da oft noch Hülfe weiß, wo wir alles aufgeben. Ja, es ist etwas Schönes um die Gelehrsamkeit und um das studierte Wissen, aber nur dann ist es groß

und nützlich, wenn es uns nicht von Gott entfernt. Und die ungekünstelten Reden von Joseph waren manchmal treffender und haben mich mehr gefreut und getröstet, als die wohlklingenden Phrasen aus den Büchern."

„Das nenn' ich einmal wacker gesprochen," sagte freudig der Onkel, Thomas kräftig die Hand schüttelnd, „seinen Fehler einsehen, ist keine Schande, sondern zeigt von starker, männlicher Kraft, und es kann es nicht jeder, aber trotzen nnd mit Fleiß nichts einsehen wollen, kann jedes Kind und jeder Gassenbube."

Unterdessen hatte es angefangen zu schneien und die flockigen Schneesternlein bedeckten die Mäntel der drei Wanderer, wie mit feinem Spitzengewebe. Endlich waren sie gegen sechs Uhr an der Grenze der Hellbrunner Gemarkung angelangt. Hier stand ein Kreuz, roth angestrichen und mit einem kleinen Dächlein von einem Seitenarme des Kreuzes bis an den andern.

Zwei fromme Eheleute hatten einst das Kreuz, kurz nach ihrer Heirath, hier errichten lassen. Neben demselben war eine Bank und hier setzten die Hellbrunner oft ihre Körbe nieder, wenn sie zu Markt gingen und beteten ein andächtig Gebetlein und wenn ein Sohn in die Fremde oder zum Militär ging, so begleiteten ihn die Eltern und die Bekannten bis hierher, gaben ihm noch einige gute Ermahnungen, beteten mit ihm noch ein Vater Unser und Ave und nahmen dann endlich in Gottes Namen von einander Abschied.

Hier hielten auch die drei Männer still und trotz des Schneewetters nahmen sie ihre Hüte vom Haupte, und beteten zu Gott, daß er ihren Eingang segnen möge und dankten ihm für die Treue, mit der er sie bisher aus großer Gefahr errettet und hierher geleitet hatte. Dann verließen sie die Straße und schlugen einen Fußpfad links über die Felder, nach dem Walde zu, ein, um auf diesem Umwege ungesehen an den Lindenhof gelangen zu können. An der Muttergotteskapelle hielten sie wieder ein Weilchen und als sie nun aus dem Tannenwald

gegen das Haus hinzu schritten, da sprachen sie kein Wort mehr, denn ihre Herzen waren zu bewegt.

Aber draußen vor dem Lindenhofe war eben Jakob beschäftigt, den Mist aus dem Stalle auf einen schön geformten Dunghaufen zu werfen; zufällig schaut er auch einmal gegen den Tannenwald zu und da kommt es ihm denn vor, als sehe er drei Gestalten durch den Schneenebel daherkommen.

Zuerst meinte er, er täusche sich und reibt sich die Augen und guckt scharf hinauf, wie eine Schildwache, wenn sie dem Feinde entgegen steht.

Aber es ist richtig; es sind drei Männer und plötzlich kommt's ihm in Sinn, es könnten am Ende die Erwarteten sein; er legte nun die Hand über die Augen, zum Schutze gegen die Schneeflocken und schaute noch einmal scharf aus. Er sieht nun, daß es Städter sind ihrer Kleidung nach und allgemach findet er wirklich heraus, daß es der Thomas und des Herrn Bruder sein muß.

Nun warf er die Mistgabel weg, springt, wie ein gewandter Turner, in's Haus, reißt die Thüre auf und schreit: „Hurrah! Der Thomas, der Thomas kommt.“ Dann springt er, wie närrisch, durch das Nebenzimmer in die Küche: „Meisterin! Der Thomas! Der Thomas!“

Wie wenn der Blitz eingeschlagen hätte, so sprang jetzt alles mit der größten Hast zur Hausthüre hinaus auf die Straße; die Lindenbäurin, die gerade einen Teller mit Mehl in der Hand gehabt hatte, läßt ihn fallen und Hans, welcher oben auf dem Dachboden einen Sack Korn holen sollte, sprang in drei Sätzen die ganze Treppe herunter und wenn in demselben Augenblick ein paar Zigeuner hinten eingebrochen wären, es hätte es Niemand gesehen und gehört und sich am Ende auch nichts darum bekümmert.

Das war ein Wiedersehen! Vater! Mutter! Thomas! Bruder! Das gab ein Durcheinander und ein

Herzen und Drücken und Lachen und Weinen; man kann's gar nicht beschreiben.

Und als man nun endlich in der Stube war und das Grüßen ein Ende hatte, herrjeh, da fing dann nun das Erzählen an und wenn ich Dir aufschreiben wollte, was diesen Abend zusammengeplaudert worden ist, da würde ich ganz müde Finger bekommen.

Zwanzig Fragen hinter einander that die Lindenbäurin in einem Athem, so daß man sie gar nicht einmal beantworten konnte.

Das Feuer in der Küche erlosch ganz und ich glaube, es wären zuletzt alle wieder, wie vor vierzehn Tagen, hungrig in's Bett gegangen, wenn der Lindenbauer nicht so gescheut gewesen wäre und gesagt hätte: „Frau, laß jetzt auch ein wenig die Leute zu Athem kommen und richte etwas zu essen; wir sind ja jetzt immer beisammen und was Du heute nicht hörst, das hörst Du doch morgen."

Und nun wurde tüchtig gekocht und das Nachtlager bereitet und bald stießen alle mit einander die Gläser an, auf's Wohl in der Heimath.

„Schau, lieber Bruder," sagte da einmal der Amerikaner, „es ist mir jetzt wieder, wie wenn ich gar nicht fort gewesen wäre, seit ich die alten Häuser und Felder wieder sehe. Aber Du darfst es mir glauben, ich habe in der ersten Zeit manchmal gar bitter das Heimweh bekommen und das Weinen stand mir oft näher, als das Lachen, trotzdem ich es, Gott sei Dank, schon im Anfang ganz gut bekam und wenn ich mich nicht geschämt hätte, so wäre ich schon im ersten Jahre wieder heimwärts gewandert. Der Stadtmensch hängt nicht so an seiner Scholle; er vergißt seine Heimath bald in dem Strudel der Vergnügungen, aber der Landmann hat eine gar innige Anhänglichkeit an sein Vaterland. Später hat sich zwar das Heimweh bei mir verloren, denn Du weißt ja, die Zeit heilt wohlthätig alle Wunden, aber gar oft habe ich an Hellbrunn gedacht und habe mich manchmal im Stillen gefragt, ob ich noch einmal ein

Ruheplätzchen neben meinen lieben Eltern, Gott hab' sie selig, finden werde in unserm alten Kirchhof und wo ich endlich Deinen Thomas gesehen habe, da ist es mir ordentlich in die Glieder gefahren und ich habe gedacht, Du mußt noch einmal Deines Vaters Grab sehen, bevor Du stürbst.

Ich habe manchmal gemeint, wenn ich das Glockengeläute gehört habe, ich müßte meinen langen Rock mit den großen Knöpfen anziehen und in die Kirche gehen, aber es war nur eine englische Kirche in der Nähe und da mußte ich zu Hause bleiben und habe dafür aus dem Goffine eine Hausandacht gehalten. Und wenn wir die Wiesen gewässert haben, da dachte ich immer an unsere Hellbrunner Wiesen und ich meinte oft, es könne gar nicht anders sein, als ich müßte irgendwo den Hellbrunner Kirchthurm mit seinem Storchenneste sehen." Nun Bruder, jetzt sind wir wieder beisammen und Du erzählst mir unter dem Lindenbaum aus der alten Heimath und ich Dir von der neuen. Gelt, Bruder, da schlag' ein, wir wollen rechtschaffen und friedlich, wie es unter Brüdern sein soll, mit einander unsere alten Tage verleben."

Und kräftig schlug jetzt der Lindenbauer in die dargebotene Hand seines Bruders und besiegelte ihren Bund. —

Aber, wir wollen die Leute jetzt allein lassen, lieber Leser, Du weißt, wenn man so lange von einander gewesen war, da hat man sich gar viel zu sagen und ist am Liebsten allein und ungestört.

Also, behüt Gott und schlaft wohl!

Vierzehntes Kapitel.

Am Sonntag.

Wenn Du meinst, lieber Leser, die Dorfbewohner hätten die große Neuigkeit erst am andern Morgen durch die Mägde, als sie Wasser am Brunnen holten, erfahren, so irrst Du Dich sehr. Schon am nämlichen Abend, eine Stunde nach ihrer Ankunft, wußte man es in etlichen Häusern und um neun Uhr, gab es kein Haus mehr, wo man nicht von Thomas und den beiden Amerikanern redete und mancher ältere Bürger that, was er sonst wunderselten am Samstag Abend gethan hatte, nämlich statt sich frühe in's Bett zu legen, zog er seinen langen Rock an, setzte die Pelzkappe auf und ging in den Adler, in der Voraussetzung, daß es auch andere so machen würden und richtig, an dem Abend kam die Magd im Adler gar nicht zum Putzen, denn fast die ganze Stube war voll, um die Neuigkeit zu besprechen.

Ich will's Dir auch sagen, woher es kam, daß alles gleich so bekannt war. Siehst Du, an den Samstags-Abenden kamen in Hellbrunn die Leute nicht zu Licht oder auf Besuch zu einander, sondern man legte sich ziemlich frühzeitig schlafen, schloß die Thüre zu und die Magd oder die Tochter putzte und fegte dann den Ofen und die Tische und Bänke, damit alles recht hübsch auf den Sonntag zugerichtet war und wieder eine Woche halten konnte. Aber seitdem der Lindenbauer die Briefe von Thomas und von seinem Bruder erhalten hatte, kamen alle Tage Leute, um ihn zu fragen, ob er noch nichts weiter wisse, und ob sie nicht wieder geschrieben hätten, wenn sie kämen u. s. w., und so kamen denn auch am Samstag etliche Leute, um darnach zu fragen.

Weil man jedoch in der Freude und vor lauter Zuhorchen und Sprechen im Lindenhof ganz vergessen hatte, die Fensterläden an der Wohnstube zuzumachen,

so sahen und hörten die Leute übrigens schon von außen, daß die Erwarteten angekommen waren. Sie begnügten sich daher von der Straße aus ein paar Blicke in die Wohnstube zu werfen und gingen dann davon, um die Neuigkeit zu erzählen, denn ihr gesunder Verstand gab ihnen ein, daß es nicht passend wäre, als lästige Zeugen in den ersten Freudengenuß neugierig einzudringen. Die Hellbrunner waren eben christlich gesittete Leute und wußten, was der Brauch ist.

Auf diese Art war also noch am nämlichen Abend alles bekannt geworden und hatte das ganze Dorf in Aufruhr gebracht. Es war, wie wenn eine Revolution ausgebrochen wäre.

Die Männer im Adler und auch sonst in den Häusern wußten jetzt allerlei von Maierhuber zu erzählen, denn merkwürdiger Weise sprach man jetzt auf einmal gar nimmer viel von Thomas, sondern das Hauptgespräch drehte sich über die Amerikaner. Jeder der Männer, der ohngefähr im gleichen Alter stand, wie der Amerikaner, wollte ein ganz besonders guter Freund von ihm gewesen sein und fast jeder wußte einen kleinen Streich zu erzählen, den er mit dem Marte Maierhuber in der Jugend ausgeführt haben wollte; ja, wenn einer nur einmal mit ihm in den Wald gegangen war, um Weiden zu schneiden, so sagte er's jetzt wie eine Wundermähre und war stolz darauf und hätte diese Ehre um keinen Preis hergegeben.

Und selbst der Bauerbasche, der niemals besonders gut auf den Lindenbauer zu sprechen gewesen war, weil er ihm aus Neid seinen prächtigen Hof nicht gönnte, rief jetzt ein über das andere Mal aus: „Habe ich doch alleweil gesagt, die Maierhuber seien tüchtige Leute und hätten es faustdick hinter den Ohren; überall bringen sie es zu etwas."

Alles lachte jetzt und der Gemeinderechner entgegnete ihm scherzend: „Hoho, Bauernbasche, ich habe noch nie gehört, daß ihr so etwas einmal gesagt habt; ich

glaube, euch träumt's nur; ihr seid ja den Maierhubern nie besonders hold gewesen."

„Nun," sagte jetzt verlegen der Geneckte, „wenn ich es auch gerade nicht gesagt habe, so habe ich es doch wenigstens oft gedacht; aber es ist nicht schön von euch, daß ihr mich gleich im Anfang bei unserm neuen Mitbürger in Mißkredit bringen wollt."

„Ach, seid nur ruhig," trösteten und schlichteten die übrigen Männer, „wer wird auch gleich alles so übel aufnehmen, der Maierhuber soll kein Wort davon erfahren."

So redeten die Männer allerhand; jeder wollte errathen, wo nun der Ankömmling bauen werde und waren begierig darauf, ob er nicht neue Methoden im Ackerbauwesen aufbringen werde und ob er die Hellbrunner Dorfsprache auch noch verstehe oder nur noch hochdeutsch rede, kurz alle wollten ihre Weisheit leuchten lassen und brachten bald das, bald jenes zur Sprache.

Die Männer kümmerten sich diesmal gar nichts um die Feierabendstunde, denn der Bürgermeister war auch bei ihnen und so drückte man diesmal ein Auge zu und dachte, so ein Hellbrunner kommt nicht jeden Tag reich aus Amerika in's Dorf zurück. Mehr als ein halb Dutzend Mal wurde auf die Gesundheit der Ankömmlinge angestoßen und erst gegen zwölf Uhr kehrten diesmal die letzten Männer in ihre Häuser zurück. So ist eben einmal der Mensch; vom glücklichen und reichen Menschen will jeder etwas wissen und man redet gerne und viel von ihm, aber ich glaube, wenn der Maierhuber arm aus Amerika zurückgekommen wäre, so hätte man wahrscheinlich nicht halb so viel Wesens aus ihm gemacht und Mancher, der ihn jetzt gelobt hat, hätte am Ende ganz anders gesprochen, z. B.: „Ich habe mir's doch gleich gedacht, daß er's zu nichts bringt, wäre er daheim geblieben, es wäre gescheuter gewesen, aber der Hochmuth hat ihn fortgetrieben" u. s. w.

Aber ich will Dir nun etwas sagen, guter Leser! Sobald Du nur Respekt hast vor den reichen Men-

schen und mehr auf das Kleid und das Geld schaust, was einer hat, als auf den guten Kern, der in einem steckt, so handelst Du nicht mehr christlich, sondern heidnisch.

Guck, es kommt oft vor, daß man einen reichen Verwandten, der auf Besuch kommt, gar freundlich empfängt und man thut ihm alle Ehre an und stolzirt mit ihm überall herum, und köchelt ihm das Beste zusammen, was man hat und will ihn fast gar nimmer fort lassen, aber wenn ein armer Vetter oder so etwas dergleichen auf Besuch kommt, so ist es oftmals ganz anders. Man kocht dann nichts mehr und nichts weniger und gibt ihm gleichsam nur das Gnadenbrod zu essen und redet auch nicht extra viel mit ihm und wenn er ein paar Tage da bleiben will, so gibt man ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß man ihn am Liebsten hätte, wenn er weit von einem wäre.

Und doch sage ich Dir, daß Du den armen Verwandten gerade ebenso oder noch viel mehr lieben mußt, als den reichen Vetter! Verstanden?

Christus, der Herr, war auch arm und hatte keine Amtmänner oder vornehme Kaufleute zu seinen Aposteln gewählt, sondern arme Verwandte und verachtete Leute! Auch wieder verstanden?

Doch, um wieder auf unsere Geschichte zu kommen. Am andern Morgen, es war ein Sonntag, da war schon lange vor dem „Erstläuten" das ganze Dorf vor der Kirche versammelt, um auf die Amerikaner zu warten. Endlich kamen sie daher. Zuerst der Lindenbauer in seinem gewöhnlichen Sonntagsstaat, wie es eben in Hellbrunn Mode ist, neben ihm schreitet sein Bruder, der Amerikaner, aber in Stadtkleidung, wie er sie in Hannover gekauft hat. Hinter ihnen gehen Arm in Arm der Joseph und der Thomas und nachher der Jakob und der Hans und zuletzt der Friedle in seinem neuen Wamms mit den großen Halbguldenknöpfen daran, wie ein Amtsdiener hinter dem Amtmann und seinen Beamten, wenn sie am Geburtstag oder am Namenstag vom Landes-

fürsten im Zug in die Kirche gehen. Er schaut kaum rechts oder links um, und mag von seinen Altersgenossen gar nichts wissen.

Wart' Du kleiner, hochmüthiger Bursche, Du! Ich will Dir's heute noch so hingehen lassen, aber ein ander Mal gehst Du in die Schule zu den Anderen und laufst dann mit ihnen in die Kirche, wie es der Brauch in Hellbrunn bei den Schulkindern ist!

Ein halb Dutzend Schritte nach den Mannsleuten kam denn auch die Lindenbäurin mit ihrer Tochter und es gefällt mir so besser, wenn die Tochter neben der Mutter in die Kirche geht, statt daß sie mit andern Mädchen halbe Stunden lang vorher davon läuft und mit den Burschen zusammen kommt. Die Magd hat diesmal zu Hause bleiben müssen, als Wacht, sie und der Bello, der große Hund.

Wie nun die Hellbrunner den Zug vom Lindenhof herkommen sahen, ging's wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund und alles rief: „Sie kommen! sie kommen!“ und darauf kamen die Weiber und Mädchen und alles, was noch in den Häusern gewesen, heraus, und schickten sich an, die Ankömmlinge zu grüßen. Sie kamen nun fast gar nicht mehr vom Fleck.

Von allen Seiten kamen die Leute auf sie zu und schüttelten dem Maierhuber die Hände und sagten, wie sie sich freuten, daß er wieder in seine alte Heimath gekommen sei und so gesund und kräftig aussehe und gratulirten dem Lindenbauer, daß er das Glück habe, seinen Bruder und Sohn wieder zu haben und ermunterten den Joseph, daß es ihm gewiß in Hellbrunn gefallen werde, denn die Leute seien alle verträglich und munter und bemerkten dem Thomas, daß es sie so gefreut habe, als sie vernommen hätten, daß Gott ihm so wunderbar aus großer Gefahr geholfen, kurz, es ging wie in einem Mühlenwerk so laut zu und wenn sie dann endlich zwei Schritte weiter gegangen waren, so kamen wieder andere Leute und das alte Lied ging von neuem an und als es „Zusammenläutete“, da waren unsere

Freunde noch keine fünfzig Schritte weit im Dorf vorwärts gegangen und ich glaube selber auch, es wäre am Ende diesmal fast Niemand in die Kirche gegangen, wenn jetzt nicht der Lindenbauer, wie ein Gemeindeausscheller, seine Stimme erhoben und laut ausgerufen hätte: „Höret, ihr Männer und ihr Leute, es hat eben „Zusammengeläutet“, wir wollen jetzt in Gottes Namen in die Kirche gehen, nachher gibt's ja noch genug Zeit, weiter zu reden,“ und auf dies hin stürmten sie nun alle in die Kirche, worüber der Maierhuber und der Thomas herzlich froh waren, denn die Hände und Arme waren ihnen zuletzt ganz lahm geworden von dem ewigen derben Schütteln und Drücken, denn je kräftiger und tüchtiger ein Hellbrunner die Hand schüttelte, um so mehr meinte er seine große Freude zeigen zu können.

Nachdem der Gottesdienst beendigt war, begaben sich der Lindenbauer und seine Leute, mit Ausnahme der beiden Knechte und des Friedle, in die Sakristei zum Herrn Pfarrer und der alte würdige Herr hatte eine recht große Freude und that's gar nicht anders, als die zwei Amerikaner und der Thomas mußten heute bei ihm speisen; im Anfange wollte er auch den Lindenbauer und seine Frau dabei haben, aber derselbe weigerte sich freundlich dankend, aber entschieden, indem er bemerkte, daß jetzt ohnfehlbar die Hellbrunner ihm das Haus halb erstürmen würden und kaum erwarten könnten, die Neuigkeiten zu hören; er wolle also die Leute einstweilen beschwichtigen, bis sie das Nähere selbst von seinem Bruder hörten und damit war denn auch der Herr Pfarrer zufrieden.

Als nun die Fremdlinge aus der Sakristei traten, war das ganze Dorf, klein wie groß, auf dem Platze vor der Kirche versammelt, um theils zu grüßen, wer es noch nicht gethan hatte, theils um mit gespannter Erwartung zu hören, was der Maierhuber und der Thomas erzählen würden, allein da der Herr mit ihnen herauskam und sie gegen das Pfarrhaus zuschritten, da ließ man sie zwar ihres Weges ziehen, aber gar manche

machten getäuschte und bittere, halb unwillige Gesichter und selbst diejenigen alten Kameraden, denen der Maierhuber schnell im Vorbeigehen die Hand gedrückt und zugerufen hatte: „Ein andermal mehr," waren im Anfang erbost, bis sie einsahen, daß sie eigentlich Unrecht hatten, böse zu sein und ja immer noch früh genug erzählen hörten.

So ist eben der Mensch, wenn er neugierig ist; er meint, er müsse alles zuerst und im ersten Augenblick wissen. Und das ist ein Fehler, hingegen die Geduld ist eine Tugend von gar großem Werth und hält vor manchem übereilten Streich zurück. Darum übe Dich in der Geduld, Freund, und fange nicht gleich einen Mordlärm an, wenn Dir nicht alles nach Wunsch geht.

Der Lindenbauer beschwichtigte die Leute so gut er konnte und entschuldigte ihn bei den Männern und versprach am Abend mit ihm in den Adler zu kommen, worauf sich denn allgemach die Leute beruhigten.

Aber der Gemeinderechner, ehemals der beste Jugendfreund vom Maierhuber, konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß er nicht gleich mit ihm reden konnte, und er sagte daher zum Jakob, als dieser noch eine Weile auf dem Platze blieb: „Hört, Jakob, daß eures Meisters Bruder so wenig mit mir geredet hat und sind wir doch ehemals die besten Freunde gewesen, das hat mich doch gekränkt und will mir gar nicht gefallen."

Aber Jakob redete ihm das gleich aus und sagte: „Mit Verlaub, Herr Gemeinderechner, ihr müßt das nicht so übel aufnehmen; es gehört sich doch zuerst, daß unser Herr Pfarrer mit den Fremden redet; er hat jeden Tag beim Meister anfragen lassen, wie es gehe und stehe und ist auch früher dem Thomas viel mit gutem Rath und That beigestanden, da er studiert hat und öfter mit ihm spatzieren gegangen, wenn er auf Vakanz gekommen ist. Und dann darf's ich euch wohl sagen, daß meines Meisters Bruder schon gestern nach euch gefragt hat und sich gefreut hat, daß ihr Gemeinderechner seid und das Vertrauen der Gemeinde besitzt. Es ist

auch heute Morgen die Sprache davon gewesen, daß in den nächsten Tagen alle ehemaligen Freunde von ihm mit sammt ihren Frauen eingeladen werden sollen zu einem Gastessen im Adler, auf seine Kosten und ihr müßt dann neben ihn sitzen."

Jetzt war unser Gemeinderechner wieder ganz zufrieden und sagte in der besten Laune von der Welt zum Jakob: „Ist das auch wahr, Jakob? Hat das der Maierhuber gesagt? Nun, ich habe mir's doch gedacht, daß er mich nicht vergessen hat; wir sind ja jeden Tag bei einander gesteckt. Also die Woche werden die Männer in Adler eingeladen, sagt ihr? Nun, das versteht sich von selbst, daß ich komme! Ihr könnt ihm das einstweilen sagen! Ich komme und meine Frau auch. So einem alten Freund zu liebe, thut man schon etwas zu Ehren. Ich komme ganz bestimmt und da, Jakob, da habt ihr auch eine Kleinigkeit, trinkt dafür heute Abend eine Flasche vom Besten auf unser Wohl. Nehmt's nur; es ist gern geschehen!"

Und bei diesen Worten langte er in den Sack und gab dem Jakob ein Halbguldenstück und der mußte es annehmen, wollte er oder wollte er nicht. Dann ging Jakob heim und der Gemeinderechner auch, um seiner Frau die freudige Nachricht zu sagen.

Auch der Hans, der andere Knecht vom Lindenhof, hatte mittlerweile ein Gespräch gehabt, aber ganz anderer Natur.

An ihn hatte sich nämlich der Dorfschäfer gehängt, der zunächst dem Lindenhofe wohnte, am Ende vom Dorfe.

„Hör, Hans," sagte der Schäfer zu ihm, als sie langsam dem Lindenhofe zugingen, „eures Meisters Bruder muß doch ein grausig reicher Mann sein. Was der für eine schwere goldene Uhrenkette an sich hängen hat. Es ist doch was schönes, wenn man so reich ist und alles haben kann, was man möchte und will. Unter uns gesagt, Hans, es käme mir wahrhaftig nicht darauf an, dem Teufel meine Seele zu verschreiben, wenn ich

nur zu recht viel Geld käme, aber natürlich auf ehrliche Weise. Wenn ich's nur wüßte, wie ich es anfangen müßte, damit ich ihn beschwören könnte; ich muß das nächste Mal in der Stadt schauen, ob ich beim Buchhändler nicht ein Buch finde, wo dem Doktor Faust sein Höllenzwang darin steht, damit mir der böse Geist dienstbar wird. Ihr müßt wissen, Hans, ich habe schon von so Büchern gehört, wo solche Sachen darin stehen sollen, aber man bekommt sie nicht überall."

„Aber, um's Himmelswillen, Schäfer," sagte jetzt entsetzt und erstaunt Hans, „seid Ihr denn von Sinnen? Glaubt Ihr denn wirklich, es gäbe solche Bücher, in denen stünde, was man für Zeichen und Sachen machen müßte, damit einem der Teufel helfe? Das sind blos Mährlein oder erlogenes Zeug. Und wenn Ihr es wirklich thun könntet, möchtet Ihr denn da wegen Geld und Gut Eure unsterbliche Seele dem Bösen verschreiben? Meint Ihr, weil Ihr das Geld nicht gestohlen hättet, so seiet Ihr deßwegen besser und unschuldig? Man soll sich zwar nicht selber rühmen, Schäfer, aber ich darf Euch mit gutem Gewissen sagen, daß ich noch niemals neidisch auf meines Herrn Güter geworden bin. Ich bin zwar ein armer Knecht und muß vielleicht meiner Lebtag Knecht bleiben, allein wegen dem Reichthum würde ich meine Seele nicht verkaufen, auf keine Weise. Ihr habt's viel besser, Schäfer, als ich. Ihr braucht Euch nicht den ganzen Tag müde Hände und Füße machen und dürft Euch nicht so schinden und plagen, wie ich und habt trotzdem mehr Lohn; ich weiß nicht, wie Ihr auf so schlimme Gedanken kommt. Ich habe mein gehörig Essen und zu einem Gläschen Braunbier am Sonntag und zu ein paar Pfeifchen Tabak langt mir mein Lohn und dabei bin ich zufrieden und der liebe Gott soll es auch einmal mit mir sein, hoffe ich."

Ganz verlegen sagte jetzt der Schäfer: „Ich bitte Euch, Hans, seid doch ruhig von der Sache und sprengt es nicht weiter unter den Leuten aus, es könnte mir sonst Nachtheil bringen. Ich hab's auch nicht so ge-

meint, wie Ihr es nehmt. Gucket, ich habe schon öfter vom Teufel Geschichtlein gelesen, wie die Leute, die sich an ihn gemacht haben, doch jetzt immer wieder von ihm gekommen sind und auf listige Weise den Kontrakt mit ihm herumgebracht haben, so daß er verloren hat, darum sagt man auch im Leben von einem Menschen, der hinter's Licht geführt worden ist, er sei ein dummer Teufel und da meine ich, ich brächte ihn auch so hinter's Licht, so daß er nur den Schaden und ich den Nutzen davon hätte. Aber es gibt gewisse Zauberkünste, Hans, ich laß es mir nicht nehmen."

Darauf erwiederte ihm nun der ehrliche Hans: „Schäfer, Ihr redet jetzt zwar ein wenig manierlicher, als im Anfang, aber immer noch nichts nutz. Ihr müßt mit dem Bösen nicht spielen wollen, denn wer ihm einmal den Finger gegeben hat, von dem hat er auch gleich die ganze Hand. Ihr müßt durch seine Hülfe überhaupt gar nichts wollen. Der Teufel ist gar nicht so dumm, wie ihn der Volkswitz hinstellt, sondern er ist pfiffig, sehr pfiffig und mächtig, aber nur inwendig. Die bösen Leidenschaften das sind seine Waffen, womit er die Leute angreift und sie besiegt und manchmal, wenn Jemand etwas Unrechtes anstellt, so ist er gleich mit einer Entschuldigung bei der Hand und redet dem Menschen ein, das sei keine Sünde und so genau werd's unser Herrgott nicht nehmen. Seht, Schäfer, so spricht der Böse aus den Menschen heraus und in den Menschen hinein und hat schon manchen braven Burschen und manche gute Jungfer auf diese Weise um gute Sitten und Glauben gebracht. Ihr seht, er ist also gar nicht so dumm, als Ihr meint. Aber die anderen Geschichtlein, von denen Ihr gelesen habt in den Volksbüchlein, mit denen ist nichts. Die Sünde, das ist der Teufel und sein Werk, aber zu Eurem Knecht könnt Ihr ihn nicht machen. Wo habt Ihr denn auf einmal Eure schlimmen Gedanken herbekommen, Schäfer? Ihr seid doch sonst immer ein ordentlicher Christ gewesen, und habt die Messe nie versäumt und man kann Euch auch sonst

nichts Schlechtes nachsagen und es freut mich, daß ich so sagen darf! Darum nimmt es mich um so mehr Wunder. Aber geltet, Ihr habt wahrscheinlich die letzten Tage das Beten vergessen und immer nur an Geld und Gut und an den Bösen gedacht und jetzt ist er schon halbwegs in Euch hineingefahren. Jagt ihn wieder heraus, den schwarzen Tropf, Schäfer! Betet zu der Mutter Gottes, daß sie Euch mitbeten hilft bei unserm Herrn und reißt das Unkraut heraus aus Eurem Herzen, daß es wieder freundlicher Tag darinnen wird und daß der nichtsnutzige Neid wie ein Nebel vergeht. Euch Hirten hat ja Gott gerade am Meisten bevorzugt und zuerst den Sohn Gottes sehen lassen und ich meine, er muß Euch einmal auch am gnädigsten sein, wenn Ihr ihn nur auch nicht vergeßt. Und habt Ihr denn noch nie bei Euren Schafen an das heiligste Wunderschäflein, an das geduldige Lamm Gottes gedacht? Schäfer, Schäfer, Ihr habt ein paar Tage lang, oder am Ende noch länger, wüst, wüst geträumt, aber ich hoffe, daß Ihr jetzt ausgeträumt habt. Geltet?"

„Ihr habt Recht, Hans, ihr habt Recht," sagte da plötzlich ganz ernst der Schäfer, „und es ist mir lieb, daß ich gerade mit Euch von der Sache geredet habe. Ihr habt mir da so ganz einfach und klar die Wahrheit gesagt. Es hät's Niemand besser so anbringen können. Aber ein gutes, freundschaftliches Wort findet auch einen guten Ort. Ich will mir's zu Herzen nehmen. Ich habe da zu Hause so ein paar Sympathie- und Traumbücher, worin vom Fiebersprechen und von geheimen Wunderkräften steht und da habe ich eben schon oft darüber nachgedacht, und habe gedenkt, man könne am Ende auch verborgene Schätze entdecken, oder sich Geister dienstbar machen, daß sie einem alles thun müssen, was man haben will. Aber ich will diese schlechte Bücherwaare verbrennen, gleich wie ich heim komme. Ich gebe Euch mein Wort darauf, Hans!"

„So ist's recht, Schäfer," sagte Hans freudig, „so höre ich Euch gern reden. Derlei Bücher taugen nichts

und sind auch von der Kirche verworfen. Ich weiß wohl, wenn man so Tage lang allein auf der Weide ist, wie Ihr, so kriegt man mitunter allerlei nichtsnutzige Gedanken in Kopf. Da gebe ich Euch nun den guten Rath: kauft Euch ein schönes und gutes, christliches Gedichtbuch, und lernt schöne Gedichte auswendig, die Ihr dann deklamiren oder vortragen könnt und wenn es auch nur vor Euch selbst ist. Das gibt Euch Nummer eins Zeitvertreib, Nummer zwei bekommt Ihr andere Gedanken in den Kopf, und Nummer drei stärkt es Euch das Gedächtniß und Ihr könnt oft den Leuten Unterhaltung machen. Oder abonnirt Euch auf ein gutes, katholisches Wochen- oder Zeitungsblatt, dann habt Ihr jede Woche etwas Neues zu lesen und zu erzählen. Ihr müßt Euch einen oder zwei Gulden das Jahr hindurch für solche Sachen nicht reuen lassen, das Geld dafür ist besser angewendet, als wenn Ihr es verspielt. Sprecht einmal mit dem Herrn Pfarrer darüber, der wird Euch gute und schöne Bücher und Blätter sagen oder besorgen können; er weiß auch mit den Buchhändlern besser umzugehen, als Ihr, Euch würde man vielleicht für Euer gutes Geld nur schlechte Waare aufschwätzen. — Ich will auch mit dem Herrn Thomas reden, vielleicht hat er gerade einige Bücher, die für Euch passen und er leiht einstweilen schon eines und das andere her, wenn Ihr darauf Obacht gebt und nichts daran beschmutzt oder zerreißt. Nun adieu jetzt, Schäfer, lebt jetzt wieder ordentlich, vergeßt das Beten nicht und macht es so, wie Ihr gesagt habt. Von unserem Gespräch soll Niemand ein Wörtlein erfahren. Also behüt Euch Gott unterdessen. Wir kommen schon wieder zusammen und guten Appetit."

Und der Schäfer und Hans gingen jetzt jeder nach Hause und beide waren froh und ich kann Dir sagen, lieber Leser, ich bin auch froh und wenn ich gerade beim Hans wäre, so würde ich ihm herzlich die Hand schütteln und wenn sie auch ganz rußig wäre, denn der Hans ist ein Knecht vor dem man Respekt haben muß und es

wäre gut, wenn es viele Knechte und Gesellen und Bauern= und Herrensöhne von der Sorte gebe; es sehe dann bald besser aus in der Welt. Man sieht, der Hans hat rechtes und ächtes katholisches Christenblut im Herzen.

Es lauft Mancher und Manche sehr stark dem Abgrunde zu und hat trübe Gedanken und Possen im Kopfe und es könnte ihm noch rechtzeitig geholfen werden durch einen wackeren Freund oder eine gute Freundin, aber meistens läßt man alles laufen, wie es geht, oder gibt gar noch einen Stoß, daß es noch schneller abwärts zum Falle geht. Mache Du es anders, lieber Leser, wenn Du Jemanden wieder vom Falle aufhelfen oder zurückhalten kannst, aber stelle es auf die rechte Weise an, denn davon hängt oft meistens allein alles ab. Sage nicht gleich: „Du lüderlicher Tropf, schämst Du Dich nicht, so etwas zu reden oder zu thun; Du bist doch der schlechteste Kerl auf der Welt,“ sondern statt dessen sprich freundlich und unterhaltlich zu Herzen, daß Du es gut meinst und nicht blos den Korperal spielen willst. Und weißt Du etwas Schlimmes von Jemanden und wenn es auch Dein Feind wäre, so vergrabe es tief in Dein Herz, daß es nimmer heraus kann.

Trompete nicht gleich alles aus, wie die Klatschfraubasen und wie jene frommen Leute, welche Honig, nämlich viel Gebete auf der Zunge, aber im Herzen nur Gift und Galle haben und nichts lieber thun, als andern Leuten Böses nachsagen. Man muß das Christenthum auch im Herzen haben und ausüben, nicht blos im Mund. Und wer sich viel auf seine Frömmigkeit einbildet und dennoch mit den Fehlern des Nebenmenschen keine Nachsicht hat, sondern sie an die große Glocke hängt, der ist noch viel schlechter als ein großer Sünder. Ich weiß da ein schönes Geschichtchen.

Es hat einmal ein großer Heiliger, der sich aber gleichwohl immer nur für einen großen Sünder hielt, seinen Schülern ein schönes Gleichniß erzählt, um sie vor dem frommen Hochmuthe zu bewahren.

Nämlich er sagte zu ihnen: „Liebe junge Brüder in Christo dem Herrn! Ihr wißt alle, daß es Gebrauch ist, daß man auf den Bildern die Heiligen mit einem schönen Scheine um das Haupt herum abbildet. Nun denkt, zwei Brüder in einem Kloster hatten es so weit in der Heiligkeit gebracht, daß Jeder schon zu Lebzeiten um den Kopf des Andern goldene Strahlen erblickte. Aber einstmals zur Fastenzeit besuchte einer der Brüder einen alten Einsiedler, der mehrere Stunden weit weg wohnte und eben die Abendmahlzeit genoß, obgleich es erst fünf Uhr war. Bei diesem Anblicke sprach der junge Bruder zu sich selber, ganz unwillig: „„Oho, mein Mund verkostete zu dieser heiligen Fastenzeit kein Brodsämlein und nicht einmal einen Tropfen Wasser und nur des Mittags aß ich ein klein, klein wenig, aber dieser da ißt und trinkt auch noch des Abends, und wo es noch früh an der Tageszeit ist. Wahrhaftig, das kann der fromme Mann nicht sein, für den man ihn hält.““

So dachte der junge Bruder bei sich und bildete sich viel auf sein großes Fasten ein und hielt den andern für einen großen Sünder, aber als er von seinem Besuche zurückkehrte, da rief ihm sein Mitbruder ganz erschrocken entgegen: „O liebster Bruder, was hast Du gethan, da Du fort warst! Der goldene Schein um Dein Haupt ist ganz vergangen.“

Jetzt war mein christlicher Bruder ganz bestürzt, dachte reiflich über sich nach und rief bitterlich weinend aus: „Ach, der Hochmuth und der Stolz auf meine Frömmigkeit haben sich in mein Herz geschlichen und die Nächstenliebe daraus verscheucht. Wisse, Bruder, ich habe mir auf mein Fasten viel eingebildet und gemeint, die andern Menschen müßten es auch so machen, wie ich. Aber ich sehe jetzt wohl ein, alle unsere verdienstlichen Werke und Tugendübungen nutzen uns nichts, wenn sie uns nicht auch demüthig machen, sondern im Gegentheil, sie werden uns sogar in die Hölle stürzen, wenn wir uns darüber rühmen und Andere verachten.“

Der Bruder hatte keine Ruhe mehr; noch in der

Nacht machte er sich wieder auf den Weg zum Einsiedler, bat um Vergebung, was er innerlich gegen ihn gefehlt und nahm sich fest vor, auch nicht einmal in Gedanken über den Nächsten Böses zu sagen. Als er am andern Tage wieder zurückkehrte, siehe, da glänzte der goldene Schein wieder um sein Haupt, heller als zuvor.

So sprach der Heilige zu seinen Schülern und mache nun die Nutzanwendung auf Dich selber, freundlicher Leser!

Fünfzehntes Kapitel.

Wie es weiter in Hellbrunn zugeht.

Du kannst Dir wohl denken, daß der Maierhuber und der Thomas in den ersten Tagen fast nicht zu Athem kamen und kaum ruhig essen und schlafen konnten. Immer und immer mußten sie erzählen, das Nämliche oft ein Dutzend Mal des Tages und am Abend konnte des Lindenbauers große Stube niemals die Leute alle fassen, welche kamen, um zu hören, was der Maierhuber von seinen Erlebnissen in Amerika erzählte, und jeden Tag wurde er mit seinem Sohne und dem Thomas bald zu Dem, bald zu Jenem zum Mittagessen eingeladen; heute beim Bürgermeister, morgen beim Gemeinderechner, dann bei diesem und jenem alten Freunde und überall wurden Küchle gebacken und Speck und zweierlei Fleisch auf den Tisch gebracht und guter Wein aus dem Adler dazu geholt; kurz, sie hatten alle Tage Kirchweihe.

„Kommt auch, kommt auch gewiß," sagten die Leute noch Dutzend Mal und sie würden es als die größte Todesfeindschaft angesehen haben, wenn die Amerikaner nicht zum Essen gekommen wären.

Die Hellbrunner Dorfbötin hatte jetzt eine Zeitlang nur alle Tage tüchtige Körbe voll Kalbfleisch, Rindfleisch, Kaffee und Zucker aus der Stadt mitzubringen.

Am ersten Donnerstag nach ihrer Ankunft fand das Festessen im Adlerwirthshaus im zweiten Stock statt und wie an hohen Festtagen kamen die Männer mit ihren Frauen vornehm geputzt dazu. Zuerst wurde eine heilige Messe angehört und dann ging's lustig und fröhlich her bis in die Nacht. Der Herr Pfarrer und der Bürgermeister und der Gemeinderechner, als bester Freund vom Maierhuber hatten die Ehrenplätze in der Mitte vom Tische und neben den Fremden.

Da wurde einmal erzählt! Herrjeh, wenn ich Dir das alles aufschreiben wollte, da würde ich viel Tinte brauchen. Der Herr Pfarrer hielt auch einmal eine schöne Rede und machte darauf aufmerksam, wie Gott immer alles so wundersam lenke und der Lehrer brachte einen schönen Spruch an, worauf zum fünften Mal auf die Gesundheit angestoßen wurde.

Der Maierhuber hatte etwas daran gewendet auf das Essen. Aber was wahr ist, muß man sagen, besonders wenn es einem Menschen Ehre bringt; er vergaß auch die Armen und die Kranken nicht. Am Mittag wurde in jedes Haus, in dem ein Krankes lag, eine Flasche goldgelben alten Weines und Kalbfleisch und Kuchen gebracht und für die Armen sorgte er auf allerlei Weise. Auch die jungen Bursche gingen nicht leer aus, sondern erhielten ein paar Fäßchen Bier.

So vergingen denn einige Monate, während welcher Zeit Thomas und Joseph manchen Spatziergang nach Nah und Fern machten, wenn das Wetter auch nur halbwegs gut war. Man sah sie fast nie ohne einander und wo der Eine war, da durfte man darauf rechnen, daß der Andere nicht weit weg war.

Aber ob seinen Unterhaltungen und Spaziergängen vergaß Thomas auch seinen Beruf nicht, denn der Mensch soll nicht müssig in den Tag hinein und gleichgültig zum Tag hinaus leben, sonst wird er bald aller boshaften Streiche voll.

„Müssiggang ist aller Laster Anfang."

Er studierte fleißig in den Büchern und bewarb sich um eine Anstellung, und am ersten Mai trat er eine Stelle als Lehramtspraktikant auf dem Gymnasium in Malberg an, wo er sich durch Bescheidenheit, Fleiß, gründlichem Wissen und guter Unterrichtsmethode so die Zufriedenheit und Achtung des Direktors und der Behörden erwarb, daß er schon zwei Jahre später eine höchst ehrenvolle und einträgliche Stelle als Professor an einer bedeutenden Anstalt erhielt.

In den Vakanzzeiten brachte er stets ein paar Tage bei Otto in Mainz zu, wo er von der Bergheim'schen Familie jedesmal wie ein Kind vom Hause aufgenommen wurde und die übrige Zeit verweilte er in Hellbrunn.

Fortwährend stand er aber im Briefwechsel mit allen seinen Lieben und Freunden und schickte manches schöne Buch in sein Dörflein zum Vorlesen an langen Winterabenden.

Onkel Maierhuber aber siedelte sich nahe bei Hellbrunn an. Eine halbe Viertelstunde vom Dörflein hatte er für seine „Ansiedlung", wie er sein Bauerngut nannte, ein herrliches Plätzchen gefunden.

Er kaufte sich dort einige Grundstücke und ließ nun ein schönes Bauernhaus aufbauen und zwar so, daß hinter dem Haus ein großer Baumgarten sich befand und am Ende vom Baumgarten floß der helle Aachbach munter über die Felsblöcke dahin, und Joseph konnte nach Herzenslust in dem schönen Gebirgsflusse Forellen fangen. Vorsichtigerweise hatte der Onkel auf eine beträchtliche Strecke weit den Bach eindämmen lassen, damit derselbe nicht beim Hochwasser im Frühjahre austreten und Verheerungen an seiner Pflanzung und den Gebäulichkeiten anrichten konnte. Kaum hundert Schritte hinter dem Flusse erhob sich das Gebirge mit seinen grünen Tannenbäumen und Eichen und Buchenwaldungen und Joseph machte manchmal einen kleinen Jagdausflug in die Wälder und Ebenen und war nach Jahr und Tag ganz heimisch geworden und hatte seine neue Heimath lieb gewonnen.

Nach anderthalb Jahren, während welcher Zeit der Onkel mit Joseph im Lindenhof beim Bruder gewohnt hatte, war das neue, geräumige Haus fertig und die Amerikaner wanderten aus in ihr neues Eigenthum. Maierhuber kaufte sich nun verschiedene Aecker und Grundstücke, nahm zwei brave, arme, junge Bursche in Dienst und wirthschaftete nun, daß es eine Freude war und ließ Handel Handel sein, denn die Pflugschaar ernährt langsam, aber sicher; schickt Gott auch einmal Mißwachs oder Hagelschlag, so gedeiht es oft ein anderes Jahr wieder um so mehr und der Landmann kann sich eher wieder erheben, als ein Kaufmann, der Verlust hat. Und dem braven Menschen wird auch das Unglück zum Glücke.

Ueber seiner Hausthüre hatte Onkel Maierhuber einen kleinen, aber gar köstlichen Spruch anbringen lassen, nämlich:

„An Gottes Segen, ist Alles gelegen!"

Ein halbes Jahr später, nachdem sie eingezogen waren, heirathete Joseph ein braves Mädchen, denn in eine große Wirthschaft gehört auch eine Frau, wenn man nicht alles fremden Händen überlassen will. Joseph schaute aber nicht auf Schönheit oder auf Reichthum, sondern er schaute auf Rechtschaffenheit und Tugend und dachte bei sich: „Ich habe genug Sach und brauche also nicht nach Gut zu schauen," und nahm ein Mädchen, das zwar nicht viel mitbrachte, was viel Werth hat vor dem Juden, sondern was Werth hatte vor Gott und für ihn und sein Haus; nämlich ein treues, reines Herz!

Oft besuchten die beiden Familien einander und die Thüre vom Thalbauer, wie der Maierhuber jetzt genannt wurde, stand jeder Zeit offen für jeden Unglücklichen und wenn man im Thalhof erfuhr, daß ein Krankes in Hellbrunn lag, oder eine arme Wittwe Mehl und Butter oder sonst etwas nöthig hatte, da

durften sie auch sicher darauf zählen, daß sie das Nöthige auch gern und umsonst aus dem Thalhof bekamen, wenn es brave, stille Leute waren.

So, jetzt lebe wohl, lieber Leser, bis ein anders Mal und traue auf Gott und helfe auch, wo Du kannst! Dann darfst Du getrost Dein irdisches Ende erwarten, es ist dann nur wie ein Winterschlaf, nach dem der ewige Frühling kommt.

Und wenn's Dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

Gelobt sei Jesus Christ!

Druck von G. A. Reichel in Augsburg.

Lohn des Fleißes

herauszugeben.

Eine Auswahl von **23** der neuesten Bändchen aus unsern **Abend-Unterhaltungen für Jugend- und Familienkreise,** für Schul- und Leihbibliotheken, Gesellenvereine, Preisebücher, Weihnachtsgeschenke 2c.

Preis zusammengenommen 6 fl. 54 kr. oder 4 Thlr. 18 ngr.

Das Bändchen also nur 18 kr. oder 6 ngr.

Inhalt und Einzelnpreise:

			kr.	ngr.
1.	Bdchn.	Adelmar der Tempelritter	24	8
2.	„	Die segensreiche Wallfahrt	30	10
3.	„	Frühstücke der blinden Großmutter	30	10
4.	„	Adolf und Walburg	30	10
5.	„	Jugend- und Schultheater 1. Bdchn.	24	8
6.	„	Jugend- und Schultheater 2. Bdchn.	24	8
7.	„	Cecily Tyrell	24	8
8.	„	Der Morgen in der Wallfahrtskirche	30	10
9.	„	Großvaters Liebling 2c.	30	10
10.	„	Gott zum Gruße	24	8
11.	„	Onkel Anton	30	10
12.	„	Thomas Morus	24	8
13.	„	Der Thaljunker	24	8
14.	„	Chlotilde von Arnaud	24	8
15.	„	Der letzte Reichenstein	24	8
16.	„	Der Corsar	24	8
17.	„	Der Lenker im Himmel	24	8
18.	„	Hart am Abgrunde	24	8
19.	„	Die Rose von Rom	30	10
20.	„	Der Uhrenhändler	30	10
21.	„	Theodor Neuhofer	30	10
22.	„	Heinrich Wallner	30	10
23.	„	Stadt und Land	30	10